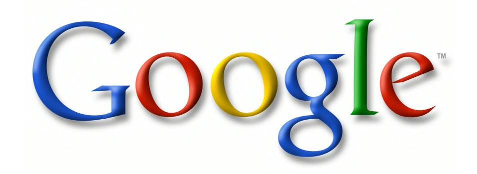
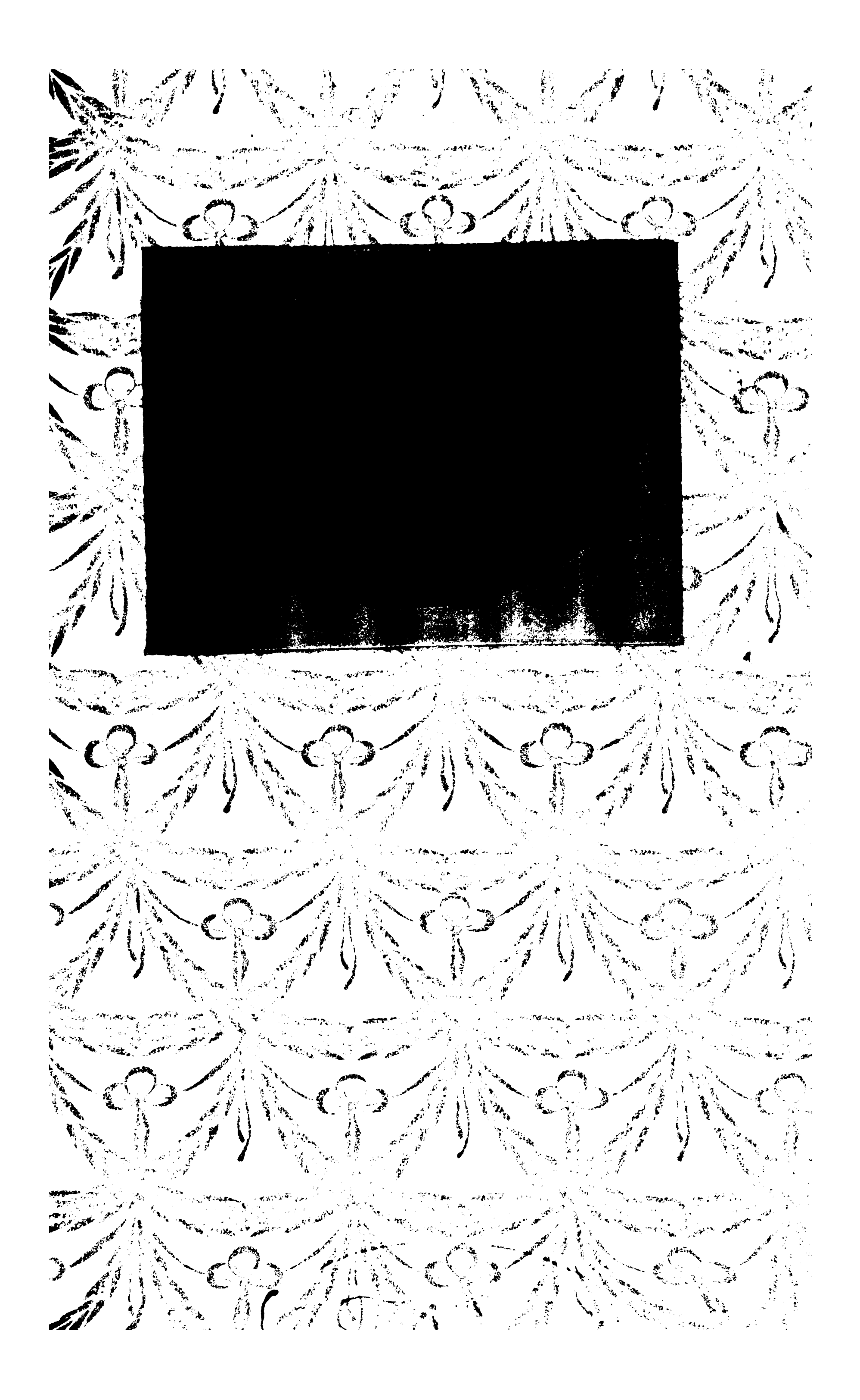






Jerusalems Wetzlarer Wohnung.

Goethe und Jerusalem

Von

R. Kaulitz-Niedeck

Rosa Kaulitz-Niedeck

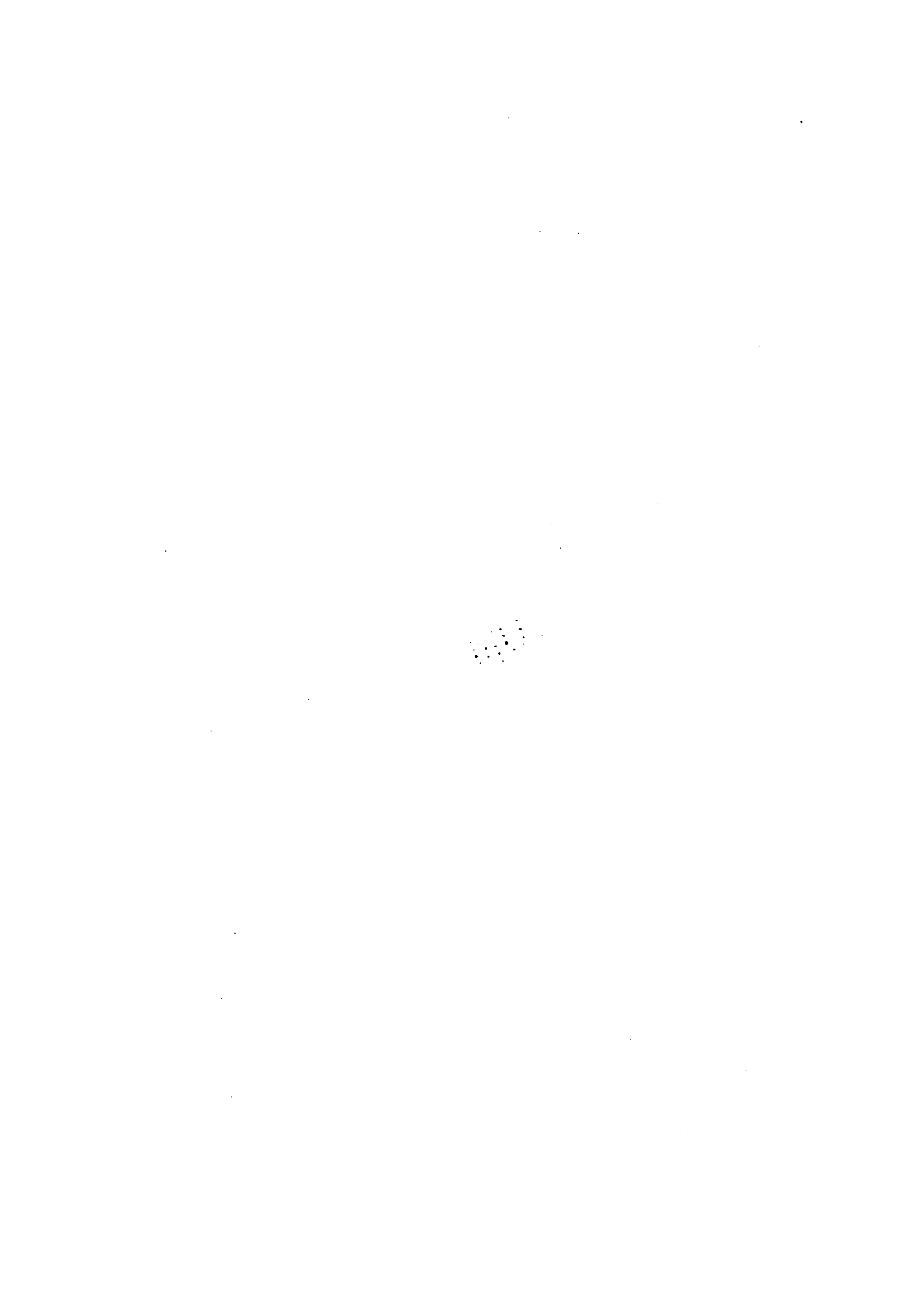


Gießen 1908

Verlag der v. Münchow'schen Hof- u. Univ.-Druckerei (O. Kindt).

Minna Bornwasser

zugeeignet.



Minna Bornwasser

zugeeignet.

Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es euch hier vor. Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale eure Tränen nicht versagen ...

Mit diesen Worten hatte Goethe seinen Werther-Roman eingeleitet.

Auch ich habe diese Worte gewählt und schicke sie diesem Buche voraus.

Bei meiner Arbeit haben mich durch Hinweise und Auskünfte gütigst unterstützt:

Frl. Minna Bornwasser, Wetzlar.
Herr Oberstleutnant Eggers, Lübeck.
Herr Bibliothekar Dr. Fritzsche, Gießen.
Herr Landgerichtspräsident Jerusalem, M.-Gladbach.
Herr Professor Dr. Wilh. Jerusalem, Wien.
Frau Else Jerusalem-Kotanji, Wien.
Herr Geh. Medizinalrat Dr. Kestner, Mülhausen.
Herr Univ.-Buchdruckerei-Besitzer Otto Kindt, Gießen.
Frau Marie Laves, Hannover.
Herr Dr. V. Loewe, Posen.
Herr Stadtarchivar Dr. Mack, Braunschweig.
Herr Dr. Wilh. Raabe, Braunschweig.
Herr Oberlehrer Ludwig Seher, Wetzlar.
Herr Professor Dr. Eugen Wolff, Kiel.
Herr Archivrat Dr. Zimmermann, Wolfenbüttel.
Die Universitätsbibliotheken zu Gießen und Leipzig.
Das Königl. Universitäts-Sekretariat Göttingen.
Das Rektorat der Herzogl. Technischen Hochschule zu Braunschweig.
Das Königl. Staatsarchiv zu Hannover.
Das Herzogl. Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel.
Die Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer in München,

Ich spreche ihnen allen an dieser Stelle meinen innigsten Dank aus.

D. V.

1.

Im Jahre 1774 erschien ein merkwürdiges Buch. Sein Titel lautete: „Die Leiden des jungen Werthers.“ Sein Verfasser war Goethe.

Man las das Buch, man verschlang es förmlich und man las zwischen seinen Zeilen das tiefinnerste Seelenbekenntnis eines Dichters heraus. Bei vielen schlug es verwandte Saiten an und sie schwelgten nun geradezu in Werthersentimentalität. Andere wiederum empfanden es als ein verderbliches Buch, das ins Feuer gehöre, denn es betöre die Jugend und verleite sie zum Nachahmen Werthers und zum Selbstmorde.

Diese Meinung war, wie wir heute wissen, nicht ganz unberechtigt und sie wurde noch unterstützt durch die Stimmen derjenigen, die in dem Werke eine Profanierung ohne gleichen sahen. Sie tadelten den Dichter, weil er das traurige Geschick eines Unglücklichen durch seinen Roman schonungslos in die Welt hinaus posaunt und sich und dem Werther damit eine ewige Schandsäule gesetzt habe.

Die Literatur wurde überflutet von „Auslegern“, „Berichtigungen“, Gedichten und Liedern, die alle das Werther-Motiv behandelten.

Es hatte sich ein wahrer Sturm erhoben unter den Schreibenden und Dichtenden. Es war ein Anklagen, ein Verherrlichen und Verspotten, alles in einem Atemzuge. Dem Dichter des Werthers raubte es alle Ruhe, alle

Sicherheit. Ins fernste finsterste Winkelchen der Welt hätte er sich am liebsten verkriechen mögen, nur um geborgen zu sein vor dem Ansturme der überschwänglichen Freunde und der alles verurteilenden Feinde des Buches. Verärgert und verbittert rief er aus: „Wenn Werther mein Bruder gewesen, ich hätte ihn erschlagen, kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist . . .“ Ein andermal sagte er: „Gott möge mich behüten, daß ich nicht wieder in den Fall komme, einen Werther zu schreiben und schreiben zu können . . .“ „Ach, wie habe ich so oft die törichten Blätter verwünschet, die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht . . .“ Das „Ausgraben und Secieren“ seines armen Werthers habe er — wie er an anderer Stelle bekannte — satt. D'rum wolle er künftig seine „Kinder in ein Eckelgen begraben“, dem Publikum aber nichts davon „auf die Nase binden“.

Zu Eckermann sagte Goethe 1824: „Das ist auch so ein Geschöpf, (damit meinte er den Werther) das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin soviel Innerliches aus meiner eigenen Brust, soviel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Übrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu tun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging . . . “

Der Werther Roman war also in der Tat Goethes „Generalbeichte“, nach der er sich wieder „froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt fühlte“. Durch den Werther hatte er sich von den „Elementen“ freigemacht, die sich so lange in ihm „herumgetrieben“, die ihn „gedrängt und geängstigt“ hatten. In dem Werther-Cha-

rakter hatte er sich selbst gezeichnet und nur die äußere Werther-Gestalt von dem jungen Jerusalem geliehen. Jerusalems tragisches Ende veranlaßte ihn zur Ausführung seiner längst geträumten „dichterischen Aufgabe“ [1]).

Wahrheit und Dichtung sind freilich auch in den „Leiden des jungen Werthers“ in einander verschmolzen. Ebenso wie die Gestalt Goethes mit der Jerusalems darin innig verbunden ist. Der erste Teil enthält im wesentlichen Goethes eigenes Erlebnis. Der zweite Teil ist die Wiedergabe von Jerusalems Schicksal.

Kann man den „Leiden des jungen Werthers“ in einem gewissen Sinne eine Profanierung nicht absprechen, so wurde durch sie dennoch der Name Jerusalems unsterblich gemacht. Was wäre der Nachwelt wohl von Karl Wilhelm Jerusalem bewahrt geblieben, wenn ihn Goethe nicht zum Helden seines Romans gemacht hätte? Mit dem Selbstmorde zugleich würden auch die letzten Spuren dieses rätselhaften jungen Mannes verwischt worden sein. Und doch war er kein Alltagsmensch. Es ist nicht ohne Reiz, näheres über ihn und sein Lebensschicksal zu erfahren.

Goethe hat den jungen Mann, der ihm für seinen Roman das tragische Modell wurde, persönlich wenig gekannt. Beide hatten zu gleicher Zeit in Leipzig studiert, ohne einander näher zu kommen. Einige Jahre darauf, 1772, trafen sie in Wetzlar wieder zusammen, wo Karl Wilhelm Jerusalem seit September 1771 als Gesandschaftssekretär bei der Reichskammergerichts-Visitation tätig war. Aber auch der gemeinschaftliche Aufenthalt in Wetzlar brachte die beiden nicht näher. Im Gegenteil, sie mieden sich und wo immer sie am dritten Ort auf einander stießen, war ihre Unterhaltung nichts anderes als eine erzwungene Höf-

---

[1]) Goethe „Aus meinem Leben“.

lichkeitsform. Und doch schienen diese beiden jungen Leute wegen ihrer Geistesgaben ganz dazu geschaffen, vertraut mit einander zu werden. Die Ursache der ablehnenden Haltung war zweifellos bei Jerusalem zu suchen. Denn es ist bekannt, daß Goethe bei seiner Ankunft in Wetzlar jedem mit offenem Herzen entgegentrat, wie er es auch zeitlebens geliebt hatte, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Jerusalem schien Goethe sogar feindlich gegenüber zu stehen. Wie hätte er ihn sonst einen „geckenhaften" Kommilitonen nennen können? Er nannte ihn ein ander Mal auch „Frankfurter Zeitungsschreiber" [1]).

Nicht unwahrscheinlich ist, daß Jerusalem die selbstbewußte Haltung, die Talente und offenkundigen Auszeichnungen des um 2½ Jahre jüngeren Goethe mit mißtrauischen Gefühlen betrachtete. Zumal Mißtrauen und Zweifelsucht zwei treibende Gewalten seines grüblerischen Gemüts waren. — Goethe hat dem jungen Menschen an verschiedenen Stellen seiner Lebensdokumente ein freundliches Erinnern gewidmet. Er nennt ihn u. a. einen „liebenswerten, gebildeten, unbescholtenen jungen Mann", einen hübschen blonden, blauäugigen Jungen, mit weichen ruhigen Zügen. So hatten sich ihm Jerusalems Gestalt, Kleidung und Haltung unauslöschlich für das ganze Leben eingeprägt. Sein Selbstmord erschütterte Goethe aufs tiefste. Die Beschuldigungen und Anklagen, die er durch Veröffentlichung seines Werthers erfahren mußte, haben ihn darum auf das empfindlichste verwundet.

2.

Karl Wilh. Jerusalem stammte aus einer angesehenen Gelehrtenfamilie Braunschweigs. Der Vater war Abt

[1]) Bekanntlich war Goethe damals Mitarbeiter der Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

und Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel und stand in nahen Beziehungen zum braunschweigischen Hofe. Als Berater und Vertrauter Herzog Karls in allen staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten, war der Abt eine einflußreiche Persönlichkeit. Er war auch der Erzieher des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand gewesen und der Lehrer seiner Schwester Anna Amalia, der geistvollen nachmaligen Fürstin am weimarischen Hofe. Als Mitbegründer des „Collegium Carolinum", der heutigen Herzogl. Technischen Hochschule „Carolo-Wilhelmina" zu Braunschweig, erwarb er sich einen Ruf, der sich weit über Braunschweigs Grenzen erstreckte.

In dem Festbericht, der im Juli 1895 von der Hochschule anläßlich ihres 150jährigen Bestehens herausgegeben wurde, ist über den Abt Jerusalem folgendes mitgeteilt: „am 17. April 1745 hatte der Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, nach dessen wohldurchdachten Plänen die Lehranstalt begründet wurde, eine »Vorläufige Nachricht von dem Collegio Carolino zu Braunschweig« und »Kurzgefaßte Punkte, die Aufnahme ins Collegium Carolinum betreffend« veröffentlicht. Es wurde sodann für die Berufung tüchtiger Lehrkräfte und für das Bekanntwerden des Lehrplans der neuen Anstalt in weiteren Kreisen Sorge getragen . . ." Die Hochschule, die heutige Carolo-Wilhelmina, ehrte das Andenken des Abts als Mitbegründers und Stifters dadurch, daß sie im Juli 1895 bei der Jubelfeier seine Büste (eine Schöpfung des Prof. Carl Echtermeier) neben der des Herzogs Karl I. in der Vorhalle der Hochschule aufstellte. In der Festschrift, die als erstes Blatt das Bildnis Joh. Friedr. Wilhelm Jerusalems bringt, heißt es darüber: „Die Büsten sollen die Hallen unserer Hochschule schmücken. Sie sollen uns als dauernde Merkzeichen gelten . . . um in dem Geiste, in welchem die Hochschule gestiftet ist, fortzuleben . . ."

Doch nicht allein die Mitbegründung der ältesten polytechnischen Lehranstalt Deutschlands war des Abts verdienstvolles Werk, auch manche Wohlfahrtseinrichtung Braunschweigs verdankte ihr Entstehen dem weisen Rate dieses Mannes. Außer zahlreichen theologischen Schriften hatte er bemerkenswerte Abhandlungen über Erziehung und Unterricht geschrieben. Einige seiner Bücher wurden ins dänische, schwedische, französische und holländische übersetzt. Er veröffentlichte u. a. nach Koldewey [1]), der über ihn ein abgerundetes Lebens- und Charakterbild geschrieben hat, die erste Sammlung von „Briefen über die mosaische Religion und Philosophie". Seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" veranlaßten Herder zu begeistertem Ausruf. Er pries den Abt Jerusalem als „ersten Theologen Deutschlands, dessen Reichtum schöner philosophischer Kenntnisse" sich paare mit einem „wirklich politischen Blick". Auch andere Zeitgenossen haben von ihm gesagt, er sei eine Leuchte der Wissenschaft und ein edler seltener Charakter gewesen. Goethe rühmt ihn in Wahrheit und Dichtung als „frei und zartdenkenden Gottesgelehrten". Durch diesen Ausspruch hat der Dichter einen früheren übereilten und vorurteilsvollen Ausspruch wieder gut gemacht. Denn 1772 hatte er in einem Briefe an Kestner den Abt „verfluchten Pfaff" geheißen und ihm völlig grundlos — die Schuld am Selbstmorde des Sohnes beigemessen.

Den Abt an seinen Hof zu ziehen, war lange Zeit der Wunsch Friedrichs des Großen gewesen. Er wollte ihn zum Abt des Klosters Bergen und zum Generalsuperintendenten Magdeburgs machen. Ein Anerbieten, das Jerusalem jedoch ablehnte.

---

[1]) Dr. Friedr. Koldewey, „Lebens- und Charakterbilder". Wolfenbüttel 1881. Koldeweys Mitteilungen beruhen im wesentlichen auf Akten des Herzogl. Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel.



Kaulitz-Niedeck, Goethe und Jerusalem.

Ein nicht geringeres Ansehen als Gelehrter hatte schon des Abts Vater genossen, der zu Osnabrück an der Marienkirche erster Prediger und Superintendent gewesen war. In seiner Jugend hatte er weite Reisen gemacht, die ihn mit manchen bedeutenden Männern zusammen führten. Dieser hatte sich noch „von" Jerusalem genannt. Nach Koldeweys Aufzeichnungen[1]) soll die Familie holländischer Abstammung gewesen sein und zwar jüdisch und den Namen „Wessel" geführt haben. Die Änderung des Namens soll auf eine dreimalige Reise nach Jerusalem zurückzuführen sein.

Nach einem langen, der Kirche und dem Staate geweihten Leben, starb der Abt als 80jähriger am 2. September 1789. Kein anderer als Herzog Ferdinand setzte ihm im Vechelder Schloßgarten ein Denkmal. Zu Riddagshausen bei Braunschweig wurde Jerusalem in der Klosterkirche, deren Abt er gewesen war, beigesetzt. Die Herzogin Philippine Charlotte errichtete ihm dort einen Denkstein. Die Inschrift, von der Fürstin selbst gewidmet, lautet:

„Dem Andenken des Seligen und Würdigen Viceconsistorialpraesidenten und Abts Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem geb. 22. Nov. 1709 gest. 2. Sept. 1789, setzt dies Grabmal Philippine Charlotte verwitw. Herzogin zu Braunschw.-Lüneburg.

Er war ein christlicher Philosoph, ein einsichtsvoller Lehrer vernünftiger Gottesverehrung, der den jetztregierenden Herzog und seine Geschwister unterrichtete, geschickte Gottesgelehrte bildete und einen meisterhaften Erziehungs-Entwurf ersann und ausführte.

---

[1]) Koldewey hat die Familien-Notizen Jerusalems den Mitteilungen B. Spiegels in Hilgenfelds Zeitschrift f. wissenschaftl. Theol. Jahrg. 13 entnommen.

Zur Aufklärung legte er den ersten Grund und durch seine Talente und Rechtschaffenheit erwarb er sich allgemeine Verehrung.

Seine Verdienste werden unvergeßlich bleiben, sein Andenken wird nie verlöschen und besonders mir, seiner Freundin, beständig wert und schätzbar bleiben."

Wenige Tage vor des Abts Heimgang, besuchte ihn die Herzogin. Sie sprach ihm tröstend zu und nahm tieferschüttert von ihm Abschied. Auch der Erbprinz war gekommen, um ihm ein letztes Mal die Hand zu drücken.

Professor Emperius, Braunschweig, der ein umfangreiches Buch [1]) über die letzten Lebenstage seines Freundes, des Abts schrieb, erzählt einiges nähere über diese letzte Begegnung zwischen dem Erbprinzen und dem Abte. Der Prinz sei tiefbewegt gewesen. Jerusalem hingegen habe noch einen Scherz gemacht, als er auf den Ordensstern an der Brust des Prinzen zeigte und mit schelmischem Lächeln ihn fragte: wie es denn da unter dem Stern, in der Brust aussähe?! Damit hatte er das Herzensgeheimnis des Prinzen gemeint. Lachend und beglückt war der Prinz auf den Spaß eingegangen.

Emperius widmete das Buch, „Jerusalems letzte Lebenstage", der Herzogin Philippine Charlotte v. Braunschweig. Die Fürstin nahm dieses Buch gerührt und dankbar auf. Emperius schildert den Abt als einen stets hilfsbereiten, unendlich gütigen Mann, aus dessen strahlenden Augen bis zuletzt eine ruhige Heiterkeit geleuchtet habe. Die letzten Worte eines unvollendeten Briefes Jerusalems lauteten nach Emperius folgendermaßen: „Die Freundschaft würdiger und verdienter Männer hatte für

---

[1]) „Jerusalems letzte Lebenstage" v. J. F. F. Emperius, Prof. z. Braunsch. Leipzig 1790 b. Siegfried Lebrecht Crusius.

mich von jeher den größten Reiz. Aber je stumpfer alle meine übrigen Empfindungen werden, je näher ich meinem Ende komme —"

Wenige Stunden vor seinem Tode war es leise und zuversichtlich über seine Lippen gekommen: „Heute Abend kömmt mein Gott, mein Heiland, zu mir und hilft mir meinen Kampf vollenden." Es waren dies seine letzten Worte gewesen. Als die Nacht hereinbrach, hatten sich die Augen für immer geschlossen.

In Braunschweig ehrte man das Andenken des Abts u. a. dadurch, daß man nach ihm eine Straße Jerusalemstraße nannte.

Wenn des Abts Freunde in einer Gedächtnisrede von ihm sagten ... „Dies war das Ende eines schönen Lebens ...", so haben sie dabei gewiß nicht an jenes erschütternde Ereignis gedacht, das seine dunkeln Schatten auf das Leben dieses Mannes geworfen hatte: das frühe, unselige Ende des einzigen Sohnes. Sein Tod schlug dem Vaterherzen tiefe, nie vernarbende Wunden. In der Blüte seiner Jahre, geknickt durch die Stürme des Lebens war er dahin gegangen. Auf ihn, dessen reiche Geistesgaben sich schon in der Kindheit offenbarten, hatte der Vater große Hoffnungen gesetzt. — ... „ich habe alles mit ihm verloren, was der glücklichste Vater verlieren kann . . . er war mein zärtlichster, mein vertrautester Freund . . ." schrieb der Abt in seinem namenlosen Schmerze an Freunde. Auch der Sohn war dem Vater innig zugetan gewesen. Er liebte ihn wie nur ein Sohn den Vater lieben kann. Er sah in ihm den treuesten Freund, an dessen Seite zu weilen ihm das höchste Glück schien. Dieses glückliche Verhältnis äußerte sich in allen seinen Briefen und mehr als einmal schrieb er vornehmlich aus Wetzlar, daß es für ihn kein höheres Glück geben könne, als in der väterlichen Gesellschaft zu weilen, sich

mit ihm zu unterhalten und von ihm belehrt zu werden. Er wollte zu allen Zeiten der gehorsamste Sohn sein, um dessentwillen sich nie des Vaters Stirn umwölken sollte. Und doch war er es, der dem Vater das herbste Leid zufügte.

3.

Karl Wilhelm Jerusalems Kindheit war sonnig und glücklich. Die Mutter[1]) war eine kluge, tüchtige und fürsorgliche Frau. Vier Schwestern hat der junge Jerusalem gehabt: Philippine Charlotte, geb. 8. Dez. 1743; sie starb als Domina des Kreuzklosters i. J. 1823. Sie war die Lieblingsschwester des Bruders. Mit ihr tauschte er brieflich manche philosophischen Gedanken aus. An sie ist auch der Brief gerichtet, der im folgenden der Briefsammlung angefügt worden ist. Darin heißt es . . . . „Du hast nun lange genug die Sache von der finstern Seite angesehn, laß sie uns nun auch einmal umkehren . . .“ und am Schluß . . . . „es sieht zwar finster in der Welt aus, liebste Lotte . . . Aber sie ist nur ein Gemälde im Geschmack von Rembrand, auch die Schatten sind schön, wenn man sie nur in das gehörige Licht zu bringen weiß. . .“

Die zweite Schwester Magd. Christine Marie, geb. 12. Okt. 1745, starb schon als Kind. Die dritte Schwester war Sophie Elis. Regine; die jüngste Friederike Magd. Regine, geb. 1750[2]), starb als Chanoinesse des hanno-

[1]) Martha Christina, Tochter des Seniors Lorenz Pfeiffer zu Erfurt. Sie war in erster Ehe vermählt mit dem 1736 zu Göttingen verstorbenen Anatomie- u. Botanik-Professor Albrecht.

[2]) Einige Angaben hierüber in der Literatur sind unzutreffend. Auch der Neue Nekrolog der Deutschen (XIV. Jahrg. 1836, I. Teil, S. 311), der als Geburtsjahr 1759 meldet, bringt eine unrichtige Notiz. An gleicher Stelle ist auch Karl Wilh. Jerusalems Todesjahr falsch angegeben.

verschen Klosters Wülfinghausen, dem sie mehr als 65 Jahre angehört hatte, am 15. April 1836. Als Dichterin war Friederike Jerusalem nicht ganz unbekannt. Aus ihren Gedichten sprach ein kindlich frommer, feinsinniger Geist. Sie war den Armen und Unglücklichen Zeit ihres Lebens Trösterin und Helferin. Nach dem Tode der Mutter, am 11. Mai 1778, war sie die aufopferndste Pflegerin des körperlich und seelisch leidenden Vaters. Sie gab auch dessen nachgelassene Schriften (2 Bde. Braunsch. 1792—93) heraus. Ihre Gedichte sind u. a. in Voß und Göckingks Musenalmanach und in Matthissons lyrischer Anthologie veröffentlicht. Die Briefe ihres unglücklichen Bruders stiftete sie, wie Eugen Wolff [1]) mitteilt, am 13. Dezember 1832 dem Archivrat Kestner in Hannover, von dem die literarischen Dokumente sorgfältig bewahrt wurden. —

Keine der Schwestern Jerusalems hatte sich vermählt.

Karl Wilhelm Jerusalem wurde am 21. März 1747 in Wolfenbüttel geboren. Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, erst 12jährig, hatte bei ihm Patenstelle übernommen. Nach ihm erhielt Jerusalem seinen Namen. Einige Jahre darauf siedelte die Familie nach Braunschweig über, wo der Knabe von Nicolaus Dietrich Giseke [2]) den ersten Privat-Unterricht erhielt. Giseke war mit Gellert und Klopstock befreundet. Er selbst war durch seine geistlichen Lieder, Epistel, Oden und Fabeln ein bekannter Dichter des 18. Jahrhunderts. Die Erziehung des kleinen Jerusalems bereitete ihm herzliche Freude, da

---

[1]) Vierteljahrschr. f. Literaturgesch. II. Bd. Weimar 1889 (532—45)

[2]) geb. 1724, gest. 1765 als Superintendent zu Sondershausen.

Karl Wilhelm ein aufgewecktes, fleißiges, ebenso gewissenhaftes, wie lernbegieriges Kind war. Als 13jähriger kam er auf das Collegium Carolinum. Mit fester Hand trug er unterm 12. 8. 1760 seinen Namen ein[1]). Hier bestätigten seine Lehrer dasselbe, was Giseke von Jerusalem gesagt hatte. Sie lobten seinen Lerneifer, seine Begabung und vor allem sein gesetztes wohlanständiges Betragen. Schon frühe neigte er zum philosophieren. Er las mit Vorliebe solche Bücher und Schriften, deren Inhalt die Welt und das Leben nur von der licht- und freudlosen Seite ausmalte. Diese Lektüre hatte nachteilig und schädlich auf seinen leichtempfänglichen Geist gewirkt, sodaß er meinte, das ganze Leben nur wie durch verfinsterte Brillengläser ansehen zu müssen. Von den düstern Betrachtungen hat er sich nie losmachen können. Er vergrub sich immer mehr hinein und raubte sich damit alle Lebensfreudigkeit.

Niemand wird dem Abt irgend eine Schuld an des Sohnes Selbstmord beilegen wollen. Wohl aber wird man die Art schwerlich billigen dürfen, wie er die Klagen des Sohnes duldete und ihn in seiner väterlichen Zärtlichkeit sogar darin unterstützte. Wer weiß, ob nicht Jerusalem doch gelernt haben würde, auch die rauhen Kanten der Wirklichkeit als unabänderliche Beigabe des Lebens anzusehen, wenn ihn der Vater mehr darauf aufmerksam gemacht hätte.

Seine Lehrer am Collegium Carolinum waren u. a. Ebert, Gaertner und Zachariae. Sein liebster Lehrer, der auch auf ihn von besonderem Einfluß gewesen ist, war Konrad Arnold Schmid. Er war Professor der Theologie und lateinischen Literatur; er war auch Lessings

[1]) Als Facsimile ist Jerusalems Eintragung der schon einmal erwähnten Festschrift der Hochschule beigegeben.



Karl Wilhelm Jerusalem.
(Kinderbildnis. Zeichnung aus dem Nachlasse Kestners).



Freund. Im Hause des geistreichen und gastfreien Mannes verlebte Jerusalem manche angenehme Stunde. Als er längst die Wanderjahre angetreten hatte, erinnerte er sich noch in dankbarer Rührung gern dieser Zeiten. In den Briefen an Eschenburg, die im weitern folgen, spricht er oft vom lieben guten Krugvater[1]).

Da das Jerusalemsche Haus weit und breit bekannt war als Treffpunkt kluger und berühmter Männer, bot sich ihm schon in der Jugend Gelegenheit, manche bedeutende Persönlichkeit kennen zu lernen und durch ihren Umgang sein Wissen und Können zu fördern. Sie fanden alle Gefallen an dem wissensdurstigen Jüngling und unterhielten sich oft und gern mit ihm. Ein Umstand, der ihn unzweifelhaft ein wenig eitel und selbstherrlich machte. Auf die sorgfältige Ausbildung auf dem Carolinum folgten 1765 die Universitätsjahre. Er studierte zunächst 2 Jahre in Leipzig — wo schon der Vater Theologie studiert hatte — die Rechte. Mit Eifer trieb er seine Studien, daneben beschäftigte er sich mit philosophischen Forschungen und versuchte sich in der Malerei und Dichtkunst. Alle studentischen Zerstreuungen mied er ängstlich. In Leipzig begegnete er Goethe und gewann Johann Joachim Eschenburgs Freundschaft. Diese Freundschaft, von der Wilh. Herbst[2]) sagt, sie habe Jerusalems „eingebornen Geisteshochmut" großziehen helfen, war für ihn von unschätzbarem Werte.

Ihm, der 4 Jahre älter war, verbarg Jerusalem die Wirrnisse seiner armen Seele nicht. Die Briefe, die er

---

[1]) Wegen seiner bekannten Gastfreundschaft wurde Schmid „Krugvater", sein Haus „der Krug" genannt. Schmid war Eschenburgs Schwiegervater.

[2]) Wilh. Herbst, „Goethe in Wetzlar 1772". Gotha, Friedr. Andreas Perthes 1881.

an Eschenburg geschrieben hat, bezeugen, wie glücklich er sich durch die Zuneigung des Freundes fühlte und wie unentbehrlich ihm dieser geworden war: ... „mit Sehnsucht habe ich Sie gestern erwartet und freue mich jetzt, daß ich vergebens gewartet habe, weil ich nun das Vergnügen noch vor mir sehe ...." schreibt er. Ein anderer Brief lautet: .... „ja, liebster teuerster Freund, dies Herz, das für Sie schlägt, bleibt ewig das Ihrige ..." Eschenburg hatte bald die Gefahr erkannt, die den Freund in seiner düstern Geistesverfassung bedrohte. Er schrieb später darüber — als der Unglückliche bereits tot war, an einen Verwandten Jerusalems [1]):

..... „in seinem Temperamente, das wirklich, wie Sie selbst .... bemerkt haben müssen, viel melancholische Mischung hatte, in seiner unglücklichen Fertigkeit, eine schwarze Idee unverrückt zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrößern als zu zerstreuen und alles nur von der unangenehmen Seite anzusehen ..... dann in seiner oft übertriebenen Delikatesse und einem vielleicht zu wenig gemäßigten, wiewohl auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeize ...... glaube ich Keime zu finden, woraus wahrscheinlicherweise ... der Entschluß zu jener schrecklichen Tat nach und nach erwachsen ist." —

Jerusalem hatte sich für den Freund bei seinem Vater verwandt und bewirkte 1767 für ihn die Anstellung als Hofmeister am Colleg. Carolinum. Eschenburg wurde dort 1777 Professor der schönen Literatur und Philosophie und starb als Hofrat und Mitdirektor der Hochschule i. J. 1820. Diesen Dienst hat Eschenburg dem Freunde

---

[1]) Eugen Wolff hat diesen Brief mit dem Bemerken veröffentlicht, daß er wahrscheinlich an Pastor Goetze zu Warberg bei Helmstädt gerichtet sei.

nie vergessen. Als Goethe 2 Jahre nach Jerusalems unglücklichem Ende, 1774, seinen Werther veröffentlichte, sah auch Eschenburg eine Kränkung des toten Freundes darin. Er äußerte sich darüber in abfälliger Weise gegen Lessing, der ebenfalls Jerusalems Freund gewesen war und der — wie wir später sehen werden — Jerusalems philosophische Aufsätze veröffentlicht hat.

4.

Es dürfte vielleicht angebracht sein, an dieser Stelle einen Brief Jerusalems an den Vater einzuschieben, der wie Eugen Wolff mitteilt, aus seinen Leipziger Tagen stammt. Der Stil ist geläufig; er bekundet einen scharfen Geist und ein unverkennbares Selbstbewußtsein. Ein Selbstbewußtsein, daß sich jedoch von allem Anfange an der väterlichen Bestimmung unterordnete. Die Auffassung des Neunzehnjährigen über sein künftiges Leben ist trotz aller Hypochondrie ideal zu nennen: In dem engern Kreise einer Familie zu leben, die ihr Glück unter einander zu fördern sucht, wahre Freunde zu besitzen, ein Amt zu haben, das ihn den Mitmenschen dienlich macht und ihn fern vom Getümmel der Welt läßt — das war der Begriff, den Jerusalem sich von seiner „zukünftigen Glückseligkeit" machte. — Der nachstehende Brief, nach dem Original kopiert[1]) und mit seiner ursprünglichen Orthographie und Interpunktion wiedergegeben, ist in fester, ebenmäßiger Schrift geschrieben.

* * *

[1]) D. Original dieses Briefes wurde d. Herausgeb. mit einigen anderen Original-Schriften Jerusalems von der Universit.-Biblioth. Leipzig — wo sich d. Handschriften seit Sommer 1892 befinden — zur Verf. gestellt.

[1 doppeltes u. 1 einfaches Quartblatt.]
D. Original trägt am Kopf eine halbverwischte Beistift-Notiz:
„v. Helmstedt?"

[o. Ort u. Datum]

Lieber Papa

Mein letzter Brief an Sie, Lieber Papa muß mehr Hypochondrie verrathen haben als ich wirklich selber besitze. Ich schließe es wenigstens aus Ihrer gütigen Antwort, worin sie meine, vielleicht zuweilen zu finstern Gedanken mit so vieler Gründlichkeit wiederlegen, daß ich von der Wahrheit dessen, was Sie mir sagen, ebenso überzeugt bin wie ich es von Ihrer außerordentlichen Gütigkeit alle Ursache zu seyn habe. Aber glauben Sie ja nicht lieber Papa daß ich finster genug denke um dasjenige zu fliehn was alle Menschen wenigstens die von meinem Alter sind suchen. Mein Lieber Papa, ich weiß wie reitzend Ehrenstellen und Reichthum sind, und ich werde es mir gewiß nie einfallen lassen, weder aus Liebe zum Sonderbahren oder zur Unthätigkeit unempfindlich dagegen zu seyn oder sie gar zu fliehn. Ich werde sie suchen und nicht nur blos weil es meine Pflicht ist sie zu suchen, wie Sie mir gezeigt haben, sondern auch aus Selbst-Liebe und vielleicht Ehrgeitz, von dem ich mir eben so wenig frey zu seyn schmeichle als irgend ein ander frey davon ist. Vielleicht würde niemand bey Verachtung weniger philosophische Gelaßenheit bezeigen als ich, und dieß würde daher auch allein schon für mich ein hinlänglich großer Bewegungsgrund seyn Trägheit und Unthätigkeit zu fliehn und mich auch um das was der größte Haufe der Welt hochzuachten pflegt zu bemühen. Allein Lieber Papa ich werde mich danach bemühen, so wie ich vielleicht unter gewißen Umständen die Gesellschaft eines

großen Herrn der Gesellschaft meines Freundes vorziehn würde, ob ich gleich gewiß wüßte daß mir in jener die Zeit lang werden würde; und nicht weil ich glaube daß Ehrenstellen und große Güther zu einem glückseeligen Leben unumgänglich nöthig sind. Wie ein Zeller oder Rousseau, wie Sie mir schreiben zu leben ist mir der unausstehlichste Gedanke und ich komme mir unter keiner Vorstellung als dieser unerträglicher vor. Aber in dem engern Kreise einer Familie zu leben, die ihr Glück unter einander zu befördern sucht, wahre Freunde zu besitzen, und dabey ein Amt zu haben, dabey sich Gelegenheit findet zu zeigen, daß ich der Welt dienen kann und daß ich meine Bemühung dazu angewendet habe ihr dienen zu können, und mit diesem Amte dem großen Getümmel der Welt nicht gar zu nahe zu leben, dieß ist ungefähr der Begriff, den ich mir von meiner zukünftigen Glückseeligkeit mache. Ich würde vielleicht dabey nicht so viele Gelegenheit haben, mich in einem so großen Grade wohlthätig machen zu können, aber dafür würden sich mir auch mehr geringe Gelegenheiten darbieten auf die ich bey einem größern Amte nicht acht geben könnte — doch vergeben Sie es mir, Lieber Papa, daß ich schon wieder angefangen habe zu philosophieren. Das vorzügliche Glück welches ich dadurch daß ich mich so mit Ihnen unterhalten darf und Ihre außerordentl. Güte verleitet mich dazu. O wenn ich es doch mündlich thun könnte, Lieber Papa wie unendlich würde ich mich freuen! Sie scheinen mir aber die Hofnung dazu auf diese Michelis zu benehmen, allein weil ich noch nicht Ihren ausdrücklichen Befehl deswegen habe so erlauben Sie mir daß ich Ihnen meine Meynung des wegen schreibe. Ich glaube wirklich nicht daß ich jemals werde eine beßere Gelegenheit finden können als jetzt, denn ich thue nicht allein meinem besten Freunde (denn das ist Böttcher noch

immer und jetzt mehr als jemals) den größten Gefallen, sondern ich erspare Ihnen auch, Lieber Papa, dabey alle Unkosten; denn ich habe mich zwar erbothen, den dritten Theil von der Reise zu bezahlen, allein er will durchaus nichts davon hören, sondern ich soll ganz frey mit ihm reisen und ich werde mir auch kein großes Bedenken daraus machen, dieses von einem Freunde der so wie er ist anzunehmen. Dieses würde aber Ostern wegfallen weil er die Meße durch noch hier bleiben wird und ich doch gleich nach geendigten Collegiis würde wegreißen müßen. Außerdem würde um Ostern mein Aufenthalt bey Ihnen nur sehr kurz werden können. Denn in Göttingen dauern die Ferien nur 14 Tage. Nun würden doch leicht hier ehe ich abreißte noch ein paar Tage verstreichen einige giengen ohnedem mit der Reise verlohren daß ich also nur höchstens 8 Tage in Br: bleiben könnte und alsdann käme ich doch nach Göttingen ohne daß ich mich vorher ehe die Collegia angiengen einrichten könnte. Meine Geschäfte werden doch in Braunschweig jetzt und um Ostern wohl dieselben seyn; denn daß ich Ihnen und der lieben Mama mündlich meine kindliche Ehrfurcht bezeige daß ich mich über das Glück freue Sie und meine Geschwister wiederzusehn dieß ist es doch alles was ich dort werde zu thun haben und dieße Freude wird für mich zu jeder Zeit gleich groß und zu jeder Zeit unendlich groß seyn — doch Lieber Papa ich überlaße es blos Ihren gütigen Befehlen, nur muß ich Sie ersuchen Sie mir bald zu schreiben weil Böttcher mich sehr gebethen hat ihm bald bestimmte Nachricht zu geben.

Ich hoffe daß Sie den Brief mit dem Loose werden erhalten haben. Die Ursache worum ich Ihnen das Mahl nicht geschickt habe ist die, weil ich den Brief worin Sie mir befohlen es Hr. Bertram mit zu geben erst erhielt wie seine Fracht schon abgegangen war. Es thut mir ge-

wiß sehr Leyd daß die Sache so gekommen ist und ich wünschte selbst sehr eine Gelegenheit zu finden um es herüberschicken zu können. Daß meiner Cousine ihre Briefe zu rätselhaft sind thut mir sehr leyd. Sie ist wirklich das beste Mädchen von der Welt und eine von den vernünftigsten die ich kenne vornämlich seitdem sie krank gewesen ist, es kleidet ihr aber gemeiniglich beßer wenn sie ernsthaft ist als wenn sie scherzt. Daß ich sie besucht habe ist wahr doch ohne daß ich Geld oder Zeit dadurch verschwendet hätte; doch ich hoffe Lieber Papa dieß werden Sie ohnedaß schon von mir glauben. Mein Onkel bath mich wie ich dießes Früh-Jahr bey ihm war ich möchte ihn noch einmal diesen Sommer auf ein paar Tage besuchen um die vortreffliche Gegend um Gera zu sehn. Weil aber am Freytage vor 8 Tagen Buß-Tag war der auch den Tag vorher halb gefeyert wird so daß keine Collegia gelesen werden, so habe ich dieses gethan und habe mich ohne etwas zu versäumen vom Donnerstage bis zum Sontage in Gera aufgehalten und sehr gut divertirt. Ich kann zugleich nicht die Gütigkeit meines Oheim der gewiß alles thut um mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen und mich immer recht sehr pflegt[1]). Ich kann mich überhaupt ziemlich in ihn schicken; wenn er von sich anfängt zu sprechen so schweige ich entweder still oder ich sage was er sagt und ich glaube dieße kleine Art von Schmeicheley geht bei meinem Onkel noch immer wohl an. Uebrigens erlauben Sie mir daß ich Ihnen und der lieben Mama versichern darf daß ich mit der tiefsten Ehrerbietung so lange ich lebe bin, Lieber Papa

Ihr

gehorsamster Wilhelm

---

[1]) offenbar ein Wort ausgelassen.

Meinen Schwestern schreibe ich morgen ganz gewiß heute müßen sie mir es noch einmal verzeyhen.

* * *

5.

Typisch für Jerusalems Charakter ist die mit Zweifelsucht verquickte Sorge: seine Handlungen oder Worte könnten mißdeutet werden. Auch dieser Brief bezeugt es. So führt er, ohne daß es notwendig wäre, genaue Gründe für sein Tun an; er entschuldigt sich, ängstlich besorgt, man könnte ihn tadeln oder anklagen wollen. Aus diesem Triebe heraus sagt er u. a. von dem Besuche bei seiner Cousine, daß er ihn weder Zeit, noch Geld gekostet habe. Daß er ferner die Reise zum Onkel an einem Tage unternommeu habe, da keine Kollegia gelesen worden seien und er also nichts versäumt habe. Und weiter sucht er in ähnlicher Weise sein Verhalten gegen den Onkel zu erklären.

Dieser Charakterzug, der auf einen ungemein hohen Grad von Ehrgeiz, noch mehr aber auf Gewissenhaftigkeit schließen läßt und ein äußerst zartbesaitetes Gemüt verrät, hatte sich immer weiter herausgebildet.

Goethe hatte die Seelenentwickelung des Unglücklichen richtig erfaßt, als er von seinem Werther sagte, „die Harmonie des Geistes war zerstört“ und „die Kräfte seines Geistes wurden aufgezehrt durch die Beängstigung des Herzens!“ —

Die beiden folgenden, an Eschenburg gerichteten Briefe beginnen mit Entschuldigungen und Erklärungen. Sie lassen abermals die Sorge durchblicken, wie sehr ihm daran gelegen war, nicht verkannt zu werden. Die Briefe stammen aus Göttingen. Sie sind nicht gänzlich frei von

Verdrießlichkeit, die er in Worten wie: „seccatur“ und „Seccator“ mit Vorliebe zu äußern pflegte.

Die Briefe an Eschenburg – 11 an der Zahl – hat O. v. Heinemann i. J. 1874, also hundert Jahre nach dem Entstehen des „Werther“ zuerst veröffentlicht[1]). Die Originale befinden sich in der Hrzgl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.

* * *

Göttingen, d. 20. Nov. 1767.

Was werden Sie von mir denken, daß Sie erst heute eine Antwort auf Ihren gütigen freundschaftlichen Brief erhalten? Werde ich Ihnen nicht sehr kalt, sehr unempfindlich vorkommen, daß ich die Versicherung Ihrer Freundschaft, u. die Nachricht, daß Sie vergnügt und mit Ihrem Aufenthalte in Braunschweig zufrieden sind, lesen kann, ohne Ihnen in mehr als vier Wochen über beydes meine Freude zu bezeigen? Gewiß, liebster Herr Eschenburg, Sie haben alle Ursache, mir die bittersten Vorwürfe zu machen, und ich kann mich durch nichts rechtfertigen als durch die bloße Versicherung, daß mein Herz an meiner Nachläßigkeit gar keinen Antheil hat. Wollen Sie diese auf mein Wort für aufrichtig annehmen, so sage ich Ihnen, daß Sie mir auf keine Weise ein größeres Vergnügen hätten machen können, als durch die Nachrichten, die Sie mir von Ihrer Zufriedenheit geben. – Ihre Danksagungen für den Antheil, den Sie mir aus Gütigkeit daran zuschreiben, nehme ich nicht an, und ohne Eitelkei kann ich sie nicht annehmen, denn ich verdiene sie nicht.

---

[1]) „Im neuen Reich“; Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissensch. u. Kunst. Herausg. v. Dr. Alfred Dove, Vierter Jahrgang, I. Bd. (S. 970—980) 1874.

Ich sehe sie aber an als Wirkungen Ihrer Freundschaft, und ich bin Ihnen daher von Herzen dafür verbunden. Sie wollen, ich soll mir mit dem Gedanken schmeicheln, die Zufriedenheit eines Freundes mit befördert zu haben, dem ich alle meine Hochachtung und Zärtlichkeit schuldig bin, und freylich würden mich Ihre Danksagungen sehr glücklich machen, wenn Sie mich hiervon überzeugen könnten. Aber, mein liebster Herr Eschenburg, ich weiß es zu gut, daß ich dazu, daß Sie jetzt vergnügt sind, nicht das geringste mehr beygetragen habe, als jeder von Ihren Freunden, der das Glück hatte Sie zu kennen, dazu beytragen konnte. Ich bin daher vielmehr Ihnen Dank schuldig, daß Sie mir unter Ihren Freunden diesen Vorzug geschenket, und mir zugleich eine Gelegenheit gegeben haben, meinem Vater einen Dienst zu erzeigen [1]), für welchen er mir noch in jedem Briefe danket. — Ich hoffe übrigens, daß Ihnen Ihr Aufenthalt in Braunschweig noch immer angenehmer werden soll, und daß Sie, wenn Sie glücklich und zufrieden sind, mir auch ferner Ihr gütiges Andenken schenken werden, weil Sie davon überzeugt seyn können, daß niemand einen aufrichtigeren Antheil daran nehmen kann als ich. Ich bitte Sie darum und versichere Sie, daß ich nie aufhören werde, Sie mit der größten Hochachtung u. Zärtlichkeit zu lieben. Empfehlen Sie mich allen, die die Gütigkeit haben, sich meiner noch zu erinnern und leben Sie wohl

Jerusalem.

* * *

Sie werden Sich wohl nicht darüber wundern, daß Sie erst heute einen Brief von mir erhalten. Sie kennen

[1]) bezieht sich auf die Anstellung Eschenburgs, die der Abt auf Empfehlung seines Sohnes — wie schon mitgeteilt — erwirkt hatte.

die Ursache. Ich bin faul: das ist die einzige, und daß ich es nun einmal bin, ist meine Entschuldigung: erwarten Sie also weiter keine. — Daß ich Sie recht von Herzen, recht aufrichtig liebe, das wissen Sie, aber wenn ich Sie auch noch zehnmal mehr liebte, so würde ich Ihnen doch nicht öfterer schreiben. Meine Freunde haben das Schicksal der Russischen Weiber. Diese schließen auf die Zärtlichkeit ihrer Männer von ihren Schlägen, und meine Freunde müßen die meinige aus meiner Faulheit beurtheilen. — Für Ihr liebes Briefchen danke ich Ihnen recht sehr. Sie wollen, ich soll Sie noch mehr lieben als ich schon thue? Mein liebster Eschenburg, das kann ich nicht: warum machen Sie, daß man Sie gleich ganz lieben muß, sobald man Sie nur kennt?

Neuigkeiten weiß ich nicht, sonst wollte ich sie Ihnen mittheilen. Es giebt hier gar keine Neuigkeiten. Hier ist nichts als seccatur. Daß Paulsen hier ist, wissen Sie vermuthlich. Er schimpft auf Göttingen aus vollem Halse. Der neue Professor Feder findet vielen Beifall. Er liest Logik und Metaphysik und ist kein Pedant. Was verlangen Sie mehr? Ist das nicht zur Bewunderung genug? — Kennen Sie einen gewissen Gotter[1]), den Duellanten-Besieger? Er ist jetzt hier als Hofmeister bey 2 Baron Rische aus Wien.

Vergessen Sie ja nicht, bester Eschenburg, mir das versprochene Duett zu schicken, so bald Sie können. Sie sollen auch noch nie einen freundlicheren Dank erhalten haben als wie Sie denn von mir erhalten werden. A pro-

[1]) Friedrich Gotter, geb. 3. Sept. 1746 zu Gotha und dort am 18. März 1797 gestorben, von dem Goethe in Wahrheit und Dichtung sagt: „Sein Sinn war zart, klar und heiter, sein Talent geübt und geregelt", traf mit Jerusalem in Wetzlar zusammen. Er schrieb, durch Jerusalems Selbstmord veranlaßt, eine Epistel „Über die Starkgeisterei".

pos, ich sollte ja auch ein Exemplar von Ihrem Hannichen und Lukas haben.

Leben Sie wohl, mein bester Eschenburg, der Himmel behüte Sie vor alle Seccatoren. Wenn Sie einmal im Kruge vorsprechen, so grüßen Sie unsern lieben Krugvater[1]) recht vielmal von mir und lieben Sie beständig

Ihren
Jerusalem.

Göttingen, d. 3. Junius 1768.

* * *

6.

In Göttingen studierte Jerusalem $1^1/_2$ Jahre. Am 1. Juni 1767 hatte er sich wie folgt in die Matrikel getragen:

Carolus Wilhelmus Ierusalem, Brunsvicensis,
studios. juris, ex academia Lipsiensi.

Aus dieser Zeit stammt auch das nachstehende Stammbuchverschen, das er einem Bekannten widmete. Veröffentlicht wurde es zuerst von Gust. Ad. Müller, der es seinem Werk[2]) als Facsimile anfügte.

„Vain is alitre the Joy we seek
And vain what we possess.
Unless harmonions Reason tunes
The Passions inte Peace.

---

[1]) Professor Konrad Arnold Schmid, bekannt wegen seiner Gastfreundschaft — (s. vorhergehende Seiten).

[2]) „Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise" von Dr. Gust. Ad. Müller. Herausgeg. in München 1896 von Seitz und Schauer (S. 110—112).

Yo temper d'Wishes just Desires
Is Happiness confin'd
And deaf te Jolly's Call attends
The Musik of the Mind.

Goettingen
7 her I. 1768

As ofter as You prove the Yrath
of what these few Lines
contain pray remembre Sir Your
mashumble Servant and frithful
Friend

William Jerusalem
Nat. from Brunswic."

»Die dem Original in alter, fremder Schrift beigefügte Uebersetzung lautet«:

„Eitel ist eben die Freude, welche wir suchen,
Und eitel die, welche wir besitzen,
Wenn nicht harmonische Vernunft stimmt
Die Leidenschaften zum Frieden.

Gemässigter Wünsche gerechten Plänen
Ist das Glück begränzt,
Und taub dem Ruf der Thorheit bleibt
Die Musik der Seele.

So oft Sie die Wahrheit erproben von dem, was diese wenigen Zeilen enthalten, bitte ich Sie, teurer Herr, zu denken an Ihren ergebensten Diener und treuesten Freund

W. Jerusalem
geb. zu Braunschweig."

Die Professoren der Göttinger Universität stellten Jerusalem häufig als ihren geschicktesten Schüler hin. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch die Aufmerksamkeit des kurhannoversch. Staatsministers v. Münchhausen [1]) auf sich gelenkt. Dieser beabsichtigte, den befähigten jungen

[1]) G. A. v. Münchhausen (1688—1770) war der Gründer und Curator der Göttinger Universität. Er hatte dem Abt in jungen Jahren wiederholt vorgeschlagen, sich in Göttingen zu habilitieren.

Mann bei der Geh. Kanzlei in Hannover als Auditeur unterzubringen. Doch scheiterte der Plan aus materiellen Gründen: der Posten war ohne Gehalt zu besetzen, der Abt befand sich aber nicht in der Lage, seinen Sohn unterhalten zu können. Unter diesem finanziellen Druck haben Vater und Sohn schmerzlich gelitten. Die Briefe Karl Wilhelms aus Wetzlar lassen es oft genug durchblicken, daß ihn seine Mittellosigkeit mutlos machte. Noch mehr war es das Gefühl, den alten Vater nicht unterstützen zu können.

Goethe war demnach falsch unterrichtet, wenn er in „Wahrheit und Dichtung" von dem jungen Jerusalem sagte: „Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Geschäften zu widmen, noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben."

Nach beendeten Universitätsstudien hielt sich Jerusalem kurze Zeit bei seinem Vetter, Justizrat Justus Möser, in Osnabrück auf. Möser war als Verfasser der „Patriotischen Phanthasien" und durch seine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts, eine weit und breit beliebte und in literarischen Kreisen hochgeschätzte Persönlichkeit. Auch Goethe suchte seine Bekanntschaft und nannte ihn einen der bewährtesten Männer des Vaterlandes [1]).

Mösers Umgang übte auf Jerusalem einen wohltuenden Einfluß aus. Sein heiterer Ernst und seine schlichte, ehrliche Art lenkten den ruh- und rastlos suchenden Geist in ruhigere, gemäßigtere Bahnen.

---

[1]) Goethe sagt von ihm u. a. ... „Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen ... Ein solcher Mann imponierte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte ..."

In dem folgenden Brief an Eschenburg äußert sich Jerusalem voller Begeisterung über ihn. Er nennt ihn ein Genie und außerordentlichen Mann.

* * *

Osnabrück, den 21.

Mein liebster bester Freund!

Erst tausend Danksagungen für Ihren gütigen Brief und noch tausendmal so viele für Ihre zärtliche Freundschaft, ehe ich ein Wort weiter schreiben kann. — O, wie viel sind Sie mir, mein bester Freund! — Ich habe hier alles, was zur vierten Bitte gehört in Überfluß, und dennoch bin ich nicht zufrieden. Sie fehlen mir. Wäre ich doch schon wieder bey Ihnen — auf Ihrem Garten! — Doch keine weiteren Ausrufungen — Sie sollen nicht gähnen.

Nun Neuigkeiten — die schrieb ich Ihnen gern, aber wo soll ich in dieser sale patrie etwas finden, das für Sie interessant — du Dausend, von Wichtigkeit wäre. Doch ein Wort vom Rath Möser. Wirklich ein außerordentlicher Mann, ein Mann, der alles gelesen hat, alles weiß, nicht nur gewiße rothhösigte Mercures de Bronsvic, sondern der über alles selbst gedacht und als Genie gedacht hat. Kurz, ein vortrefflicher Mann — denn er ist mein Vetter — nur Schade, daß er das einzige Genie in Osnabrück ist und vielleicht noch innerhalb 10 Meilen nach allen vier Winden gerechnet. Ein verführerischer Umstand für die Bescheidenheit, dem die seinige nicht ganz ausgewichen ist. Ewig Schade!

C'est un peu d'être un guerrier, la modeste douceur
Donne un prix aux vertus et élève la valeur.

Dieß gilt gewiß auch vom Genie — doch wer weiß das besser als Sie, mein liebenswürdiger Eschenburg?

In Hannover habe ich den Gold-Schmidt kennen lernen, ein wahrer Schmidt. Ich bin mehr als eine Stunde mit meinem Vater in seiner Werkstadt gewesen. Er sprach in einem ganz simpeln Ton von seiner Astronomie so gelehrt, daß wir ihn beyde ansahen, zu allem, was er sagte, mit dem Kopfe nickten und uns beym Weggehen einer dem andern gestehen mußten, daß wir ihn nicht verstanden. Wären doch viele Schmidts in der Welt! Alles, was nur so heißt, ist liebenswürdig gut, es mag Krug-Vater, Mamachen, Fiekchen oder Dörichen heißen, es mag spermatisch oder astronomisch seyn. — Über die Freude, die im Kruge über das zurückgekehrte Fiekchen gewesen sein wird, habe ich mich selbst von Herzen mit gefreut. Wünschen Sie Ihnen allen von mir 1000 Glück dazu — die guten Seelen möchten doch recht viele Thränen der Freude zu weinen haben.

Unser Zimmermann[1]) reist also 200 Meilen, um sich eine Frau zu holen, die er nicht kennt? — Horribile dictu! Sollte man nicht glauben, daß der Mensch auf einmal ein Enthusiast geworden wäre und daß er aus blindem Zutraun auf die Vorsehung bey einer der wichtigsten Sachen alle menschliche Klugheit aus den Augen setzte! — Möchte doch der Himmel besser für ihn sorgen als er selbst!

Von mir selbst schreibe ich Ihnen nichts, weil ich jetzt keinen langweiligeren Gegenstand kenne, als mich selbst. — Ich schlafe, um eßen zu können, und eße wieder, bis ich schlafe. Auch heute muß ich schon wieder zu Gaste gehn.

„O Himmel, der das Leben usw.

Den künftigen Dienstag reisen wir von hier und in neun Tagen sehe ich Sie also wieder — Was für Freude!

[1]) O. v. Heinemann ergänzt: der berühmte Arzt und Verfasser des Buches „von der Einsamkeit“.

Empfehlen Sie mich indessen allen, die sich etwan von ohngefähr meiner erinnern, besonders der ganzen Krug-Familie. Laßen Sie sich von der schönsten der Krug-Jungfern ein volles Glaß geben und trinken Sie es auf meine Gesundheit, dann wollen wir sie auch hier hochleben lassen und abermals hoch und noch einmal hoch.
— Der Himmel behüte und bewahre Sie vor aller Seccatur. Amen, Amen, und lieben Sie

Ihren J.

Vergeben Sie mir mein unerträgliches Geschmiere. Ich schreibe beym Frisiren.

* * *

7.

Am 22. Mai 1770 wurde Jerusalem als Assessor an der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel angestellt. Er legte am 31. Mai sein Examen ab und ließ sich am 15. Juni in sein Amt einführen. Es ist anzunehmen, daß ihm seine Stellung einige Befriedigung verschafft hatte und er sogar für ein Weilchen hoffnungsfroher ins Leben schaute. Wenigstens lassen die Briefe aus der Wolfenbütteler Zeit darauf schließen. Hier begegnete er Lessing, der seit Ostern 1770 als Bibliothekar in Wolfenbüttel tätig war. Das war die Zeit, da der braunschweigische Hof unter Herzog Karl und der schöngeistigen Herzogin Philippine Charlotte ein Hochsitz der Literatur war, wie später Weimar. Auch Jerusalem traf mit den Geistesheroen der Zeit zusammen. Doch wandte er sich mit Vorliebe Lessing zu. Dieser, 18 Jahre älter als Jerusalem, erkannte in dem jungen Philosophen bald einen Menschen, der es mit allen tiefgründigen Fragen ernst nahm. Lessing fühlte sich während dieser Zeit, da es ihm zu Sinne war, „als ginge er in sein Grab" — zu dem philosophierenden jungen

Menschen besonders hingezogen. Mit ihm sprach er über alles, was den eigenen Geist beschäftigte. Bei Jerusalem hatte er trotz dessen Jugend das tiefe ernste Erfassen aller dieser Fragen vermutet und gefunden. Eine „herablassende“ Freundschaft, von der W. Herbst spricht, konnte darnach Lessings Freundschaft kaum sein, da Lessing selbst bekannt hat, daß Jerusalem der einzige Mensch gewesen sei, dem er frei und rückhaltlos die eigenen philosophischen Untersuchungen offenbart habe! Die Stunden, die Lessing im Hause des Abts zu Braunschweig verlebt hatte, waren in seinem damaligen Leben die hellsten und freudigsten Lichtblicke. In dem Vorwort zur Herausgabe der philosophischen Aufsätze Jerusalems sagt er gleich zu Anfang: „Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben ... Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn ...“

Was Lessing für Jerusalem selbst gewesen ist, ist kaum abzuschätzen. Als er ein Jahr darauf, bei seiner Abreise nach Wetzlar, von ihm Abschied nahm, quälte ihn die Sorge, Lessing werde ihn vergessen. Er bat bald nach seiner Ankunft in Wetzlar Eschenburg um recht schöne Grüße an Lessing, während er hinzusetzte: „Gott was hab ich doch alles verloren!“

Jerusalems Leistungen als Assessor bei der Kanzlei zu Wolfenbüttel hatten die ungeteilte Anerkennung seiner Vorgesetzten gefunden. Der Kanzlei- und Consistorialpräsident v. Praun sandte — wie der Abt in einem Brief mitteilt — seine Arbeiten zur Empfehlung an den Herzog von Braunschweig, indem er Jerusalem das Zeugnis eines

anhaltend arbeitsamen, zuverlässigen, discreten und aufgeweckten Mannes ausstellte. Die Folge davon war, daß ihn der Herzog mit dem Posten eines Legations-Sekretärs für Wetzlar betraute. Zugleich wurde ihm die Versicherung erteilt, daß er nach seiner Rückkehr, nach Beendigung der Reichskammergerichts-Visitation, als wirklicher Hofrat bei der Kanzlei in Wolfenbüttel angestellt werden sollte.

8.

Bevor wir nun das Geschick Karl Wilhelm Jerusalems weiter verfolgen, empfiehlt es sich wohl einige Briefe von ihm hier einzuschalten.

Der nächste, an seinen Freund Eschenburg, ist ohne Ort und Datum. Es ist jedoch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß er aus Wolfenbüttel stammt — wie auch schon O. v. Heinemann vermutet hat.

* * *

Sonntag Morgen

Mein liebster Eschenburg,

Ich bin gebeten, für Jemand in dem Hamburger Lotto Lose auf die Nummern 27, 8 und 61 zu nehmen und sie nach Gutdünken zu besetzen. Ich bin aber selbst mit der Einrichtung nicht bekannt genug; ich bitte Sie also, es für mich zu übernehmen; nur muß der Einsatz nicht zu hoch seyn. Ich denke, es ist noch Zeit. — Soll ich Sie denn nicht bald einmal hier bey mir sehn? Nicht bei diesem guten Wetter? O kommen Sie doch, liebster Eschenburg, sobald Sie können. Doch nun wird Ihnen vielleicht Ihre ganze Seccatur wieder einfallen — so gehen Sie geschwind zu Kruge und vergessen Sie, es ist ja da schon manches vergessen. Wenn sie hingehn, so nehmen

Sie 1000 Grüße mit. — Bleiben Sie mir indessen gut; sagen Sie es mir aber nicht wieder mit einer so zweydeutigen Miene, wie neulich.

Ihr
ewig getreuester
C. W. J.

* * *

Lieber Eschenburg,

Mit Sehnsucht habe ich Sie gestern erwartet und freue mich jetzt, daß ich vergebens gewartet habe, weil ich nun das Vergnügen noch vor mir sehe, und hoffentlich bald. Nur auf morgen muß ich es verbitten. Ich bin auf morgen Nachmittag und Abend bey meinem Collegen Herrn v. Cramm engagiert, der eine Gesellschaft braunschweigischer Freunde bey sich bewirthet. Wie ich es ihm schon zugesagt hatte, erfuhr ich erst, daß Ackermann[1]) morgen hier spielen wird und ich Sie also wahrscheinlicher Weise hätte erwarten können. Traurig, traurig! — Laßen Sie es mir doch wißen, wenn Ihr Lukas und Hannchen oder Julie und Belmont noch einmal aufgeführet werden. Beyde Stücke möchte ich gern noch sehen. — Können Sie mir nicht einen Loke verschaffen? Ich glaube, Tünzel[2]) hat einen. Leyhen Sie ihn doch von ihm und schicken ihn mir mit nächster Gelegenheit. Leben Sie wohl, Liebster, Bester, und lieben Sie Ihren

getreuesten
Jerusalem

Wolfenbüttel, 29. Aug. 1770 Eiligst

* * *

---

[1]) O. v. Heinemann fügt hinzu: Konrad Ackermann, der bekannte große Schauspieler.

[2]) Tünzel war — lt. Anmerkg.: O. v. Heinemanns — am Collegium Carolinum Professor der Rechte.

Der folgende Brief ist an Jerusalems ältere Schwester Philippine Charlotte gerichtet. Das Original befindet sich im Lotte-Zimmer, in Wetzlar[1]).

Der Bogen, an dem noch Reste roten Siegellacks haften, trägt folgende Aufschrift:

4 ℔.

Mademoiselle
Mademoiselle Jerusalem
Gouvernante des enfans d. S. A. J.
Monseig. le prince hered. de Br. L.

a

Bronsvic.

W. d. 8ten 10ber 1770.

Liebste Lotte.

Der beste Gewinst auf Deine drey Nummern ist unter den Wünschen die ich für Dich an Deinem Geburtstage thue der Kleinste; ich hoffe er soll auch der kleinste unter den erfüllten seyn. Mehr Ruhe ist das was ich Dir jetzt am vorzüglichsten wünsche. Vielleicht könntest Du zur Erfüllung von dieser selbst sehr vieles beytragen wenn Du nur woltest. Deine Besorgniß über den Kummer den Du Deinen Eltern durch Deine jetzige Lage zu machen glaubst ist sehr ungegründet. Papa ist wie ich aus seinen Briefen sehe ganz ruhig und nach der Wendung die die Sache jetzt genommen, hat er auch Ursache es zu seyn. – Auch Du hast Ursache dazu – Du hast nun lange genug die Sache von der finstern Seite angesehn laß sie uns nun auch einmal umkehren. Wer

[1]) Der Brief stammt aus der Autographensammlung des verstorbenen Bankiers Meyer Cohn. Angekauft wurde er auf einer Auktion in Berlin im Oktober 1905 für das Lotte-Zimmer in Wetzlar.

wolte nur ein fühlendes Herz haben um nur unangenehme Empfindung leichter zu empfinden! — Sich in seiner Bestimmung Verdienste erworben zu haben sie mit allgemeinem Beyfall belohnt zu sehn, selbst denen Beyfall abzuzwingen, die ihn uns nicht gönnen, das kann doch auch schon angenehme Empfindung erregen; selbst bey einem Philosophen, und einen wohlthätigen Stolz gab uns der Himmel doch auch. Diese schmeichelhafte Zufriedenheit übergenug hast Du. Ohne Deine gegenwärtige Unruhe würdest Du es vielleicht nicht haben. Bey einer beständigen Ruhe wäre man Deiner Bemühung vielleicht gewohnt geworden und hätte sie vergeßen. Was klagst Du also so sehr. Würdest Du beym Antrit Deiner Carriere mehr zu wünschen gewagt haben, als Deiner Bestimmung ein Genüge zu leisten und mit einem allgemeinen Beyfall dafür belohnt zu werden? Gewiß nicht. Warum scheint Dir denn dies jetzt so wenig wichtig, daß Du es über kleinen Verdrießlichkeiten fast ganz vergißt — Es sieht zwar finster in der Welt aus, Liebste Lotte, Du hast Recht. Aber sie ist nur ein Gemälde im Geschmack von Rembrand auch die Schatten sind schön wenn man sie nur in das gehörige Licht zu bringen weiß — Bald sehen wir uns wieder und dann hoffe ich vergnügter —

Dein
getreuer
W. J.

In Eile

* * *

Sonntag Morgen

Mein bester Eschenburg,

Tausend tausend Glück zu dem morgenden Tage! — Ich hatte schon lange auf das Vergnügen gerechnet, ihn hier mit Ihnen recht froh zubringen zu können; und ich würde Sie auch noch jetzt darum bitten, wenn ich eigen-

nütziger wäre. Aber, liebster Eschenburg, Blum ist nach Blankenburg verreist, Schrader, wie Sie wissen, auch: ich konnte Ihnen also morgen zu Ihrem Vergnügen keine Gesellschaft anbieten als die meinige, und das ist sehr wenig. Wollen Sie mir also das Vergnügen, Sie hier zu sehen, auf einen andern Tag ersparen und zwar in dieser Woche, denn morgen oder übermorgen kömmt Blum schon wieder, so werde ich es doppelt genießen, wenn ich hoffen darf, Sie auch vergnügt zu sehn. — Vale meque, ut amas, ama.

Eiligst Jerusalem

* * *

Wenn Sie nicht Eschenburg wären, das heißt der Beste, der Nachsehendste von allen Freunden — O es heißt noch viel mehr! — so wüßte ich nicht, wie ich mich bey Ihnen entschuldigen solte. Aber Sie können eine Unhöflichkeit verzeyhen; denn mehr als eine Unhöflichkeit ist es doch nicht. Hätte ich mich davon überreden können, daß ich Ihnen durch meine Gesellschaft das geringste Vergnügen entzöge, so versichere ich Ihnen, so wahr ich Ihr Freund — das heißt mir mehr wie beim Styx schwöhren — ich wäre wieder zu Ihnen gekommen. Aber was hätten Sie mit einem Seccator, wie ich war, machen wollen? Außerdem hatte ich in der That heftige Kopf-Schmerzen, das Wetter war schlecht geworden, ich mußte mich also anders anziehen — kurz, ich verließ mich darauf, daß Sie mir nicht böse werden würden, und blieb zu Hause. Und Sie sind mir doch auch in der That nicht böse geworden? O seyn Sie es um Gottes Willen nicht! —

J.

* * *

Liebster Eschenburg!

Eine sehr große Gefälligkeit werden Sie mir erzeigen, wenn Sie mir den zweyten Theil von Gresset

gleich mit der nächsten Post überschicken. Haben Sie ihn nicht selbst, so leyhn Sie ihn, wenn ich Sie bitten darf, von Ebert; und können Sie unter Ihren Büchern auch noch andere Lectüre für Frauenzimmer finden, sie sey deutsch oder französisch, die nicht schon gar zu bekannt ist, so legen Sie sie mit bey — Sie können dafür auf jede Gefälligkeit von mir Rechnung machen — Pudebis, sed licet redeas, wenn Sie es nur für sich thun wollen. Denn, theurer Freund, hodie mihi, cras tibi.

Ganz der Ihrige

J.

W(olfenbüttel,) den 7. July 1771

Ihr Besuch ist mir jederzeit sehr angenehm, nur nicht vor dem Donnerstag, denn einen von diesen Tagen ziehe ich um.

* * *

Die Bitte um Lektüre für Frauenzimmer — hat Koldewey an einer Stelle zu der Bemerkung veranlaßt: ob Jerusalem Gressets „leichte französische Ware" für eine ästhetisch angehauchte Grazie, oder für eine ehrwürdige Minerva erbeten habe!? Diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, entzieht sich dem Vermögen des Biographen, weil kein Bericht aus Jerusalems Leben vorliegt, der irgend welchen Aufschluß über eine Frauenbekanntschaft aus seinen Wolfenbütteler Tagen geben könnte.

7.

Es war an einem Septembertage [1]) 1771, als Karl Wilhelm Jerusalem in Wetzlar, dem altehrwürdigen Lahnstädtchen eintraf. Welchen Eindruck die Stadt mit dem stattlichen Dom und den winkligen buckligen Gassen, die

---

[1]) J. W. Appell „Werther u. seine Zeit", Leipz. W. Engelmann 1865 nennt irrtümlich Februar.

uns Heutigen so überaus reizvoll und malerisch erscheint, auf ihn gemacht hat, ist schwer zu sagen. Vielleicht hatte sie auf ihn ähnlich gewirkt, wie auf den jungen Goethe. Der hatte Wetzlar eine unangenehme Stadt genannt, an anderer Stelle dies Urteil allerdings ein wenig abgeschwächt: „eine zwar wohlgelegene, aber kleine und übelgebaute Stadt“ – heißt es darüber in Wahrheit und Dichtung. Zu der Zeit, da Jerusalem nach Wetzlar kam, herrschten dort unliebsame Verhältnisse. Die Reichskammergerichts-Visitation hatte eine Unruhe und Erregung in die Stadt und unter seine Bewohner gebracht, sodaß der Aufenthalt dort wenig verlockend war. Seit mehr denn 166 Jahren hatte keine Visitation stattgefunden. Mißbräuche, Ungerechtigkeiten und Fehlgriffe hatten überhand genommen. Zu Stapeln hatte sich das unerledigte Aktenmaterial aufgesammelt. Zwanzigtausend Prozesse, von denen alljährlich nur sechzig erledigt werden konnten, warteten ihres Abschlusses. An fünfzigtausend Revisionen waren erforderlich. Es war ein „richtendes und gerichtetes Gericht“.[1]) Hinzu kamen die Unredlichkeiten einiger Justizbeamten, ihr ewiger Unfriede und häßliche Reibereien. Alles in allem ein wüstes Feld.

Zur Kammergerichts-Visitation hatte auch Braunschweig einen Gesandten geschickt, dem Jerusalem als Sekretär beigeordnet wurde. Schon während der Unterhandlungen im August hatte Jerusalem dem Ministerium einiges zu schaffen gemacht. Wiederum war es sein überfeines Ehrgefühl gewesen, wodurch er sich und andere beunruhigte. Jerusalems Vorgänger war von Goué [2]) gewesen, „ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender

---

[1]) Vergl. Goethe „Aus meinem Leben“.

[2]) v. Goué, geb. zu Hildesheim 2. Aug. 1743, war in seinen letzten Lebensjahren beim Grafen v. Bentheim-Steinfurth Hofmeister u. Hofkavalier gewesen; er trank sich dort 1789 tot.

Mann“, wie Goethe von ihm sagt; seines grenzenlosen Leichtsinns wegen mußte er aus dem Amte entlassen werden. Das Ministerium wollte nun für die Folge den jungen Gesandtschaftsbeamten Zügel anlegen und zwar dadurch, daß der schriftlichen Instruktion eine entsprechende moralische Lehre eingefügt wurde. Koldewey hat nähere Einzelheiten hierüber gebracht. Seine Mitteilungen enthalten auch den betreffenden Passus wie folgt: „Derselbe habe überflüssige Gesellschaften u. solche Gelegenheiten, die den Zweck seiner Bestimmung hindern, die nöthige Arbeitsamkeit unterbrechen, oder wohl gar Verdrießlichkeiten und schädliche Folgen nach sich ziehen können, äußerst zu vermeiden und den seinem Stande und caractère gemäßen Wohlstand allenthalben sorgfältigst zu beobachten.“

In diesem Passus hatte Jerusalem eine persönliche Beleidigung vermutet: „weil gar widrige Begriffe von seinem caractère gefasset werden könnten“. Er weigerte sich zu unterschreiben und bat dringend, daß dieser „beleidigende“ Satz gestrichen werden sollte. Dahingegen wolle er sich die härtesten Strafen zudiktieren lassen, wenn er sich jemals in seiner Stellung etwas zu Schulden kommen ließe. Als Herzog Karl davon erfuhr, war er aufs höchste befremdet. Doch aus Wertschätzung für seinen Vater, den Abt, ordnete er an, der außergewöhnlichen Bitte Jerusalems zu willfahren. Mit eigener Hand schrieb der Herzog an den Rand des Formulars: „Es ist etwas naseweis von dem jungen Mann, daß man seinetwegen meine Instruction ändern soll, jedoch aus considération seines Vaters kann's geändert werden, wie vorgeschlagen.“ —

Als Jerusalem nach Wetzlar kam, hatten sich die jungen Gerichtsbeamten zu einer Vereinigung zusammengefunden, worin sie das Ritterwesen nachahmten. Sie

bildeten eine lustige Tafelrunde, bei der jedes Mitglied einen bezeichnenden Ritternamen erhielt. Dieses Wetzlarer Ritterwesen hat v. Bretschneider, kaiserl. oesterr. Hofrat, ein unternehmungslustiger Mann, in seinen Tagebuchblättern[1]) geschildert. Seinem gewitzten Kopf war das ganze Spiel entsprungen. Durch seinen jungen Freund Ganz hatte es sich gar bald in Wetzlar eingeführt. Brettschneider nennt unter den „Rittern" auch Jerusalem, der den Namen „Masuren" führte. Unter dem gleichen Namen hat v. Goué drei Jahre nach Jerusalems Tode ein Trauerspiel veröffentlicht und darin Jerusalem als Hauptthelden behandelt.

Goethe, der dem Possenspiel ebenfalls beigetreten war, hieß Götz v. Berlichingen. In Wahrheit und Dichtung beschreibt er ausführlich das lustige Treiben der Tafelrunde im Kronprinzen[2]).

Jerusalem fand keinen Gefallen an diesem Ritterspiel. Er zog sich bald davon zurück. Vielleicht hatte er darin eine Übertretung seiner dienstlichen Pflichten gesehen. Nicht unwahrscheinlich war es auch, daß ein solches Treiben seinen ernsten Lebensanschauungen widersprach. Der Rücktritt von der Tafelrunde trug ihm bei den Bekannten bald die Bezeichnung eines wunderlichen Menschen ein, eines Einsiedlers.

Der Einsiedler war er nicht immer gewesen. Wenn gleich er nie ein Freund geräuschvoller Vergnügungen gewesen war, so hatte er sich anfänglich doch an einigen Belustigungen beteiligt. Er hatte u. a. auch den Ball in Volpertshausen mitgemacht, wo Goethe Lotte zum ersten

---

[1]) „Reise d s. Herrn v. Brettschneider nach London u. Paris." Herausgeb. v. L. F. v. Göckingk 1817.

[2]) Am Buttermarkt in Wetzlar steht das Haus noch heute. Es ist mit einer Gedenktafel versehen.

Male sah. Erst die Verdrießlichkeiten seiner Stellung, außerdem der unangenehme Vorfall im Hause des Kammergerichtspräsidenten Grafen v. Bassenheim [1]), machten ihn zu dem einsamen, melancholischen Menschen.

Koldewey hat eine Schilderung dieses Vorfalls nach den unparteiischen Berichten des Hofrats Dietrich v. Ditfurth [2]) wie folgt gebracht: „Wegen des Bassenheimischen Hauses kann ich so viel sagen, daß, als ich bei dem Herrn Grafen v. Bassenheim in den ersten Tagen, da ich hier her kam, zu Tafel gebeten war, der Hr. Graf zu mir sagte: „„Der Herr Jerusalem scheinet mir ein artiger Mann zu sein, ich möchte wohl, daß er in meine Assemblées käme, aber ich möchte ihn nicht gerne invitiren, da es mir ein und andere übel nehmen könnten; wenn er aber doch kommen wollte, sollte es mir recht angenehm sein. Sagen Sie ihm doch, daß er nur kommen möchte, ich sehe es sehr gern.““

Der Graf hatte noch einige andere Herren mit der Bitte an Jerusalem beauftragt. Jerusalem hatte ihr schließlich Folge geleistet und war zu einer der glänzenden Abendgesellschaften im Bassenheimschen Hause erschienen. Ahnungslos bewegte er sich zwischen der hochadligen und steifen Gesellschaft, die den einfachen Sekretär mit höchst erstaunten und herablassenden Blicken streifte. Als er dem Grafen sein Kompliment machen wollte, schämte sich dieser seines einfachen Gastes. Er wandte ihm den Rücken und gab ihm deutlich zu verstehen, daß er nicht in die Gesellschaft hinein passe und daß er sie verlassen solle!

---

[1]) In den „Leiden ds. jungen Werthers“ läßt Goethe diesen Vorfall im Hause des Grafen v. C... spielen.

[2]) Ditfurth kam aus Wolfenbüttel und hielt sich in Wetzlar nur vorübergehend auf.

Zerknirscht entfernte sich Jerusalem. Die ihm angetane Beschimpfung hatte er wohl kaum so schnell verwunden, wie Goethe im „Werther“ schildert. Ein derartiger Klassengeist war ihm etwas ungewohntes, da in seinem elterlichen Hause die angesehensten Männer verkehrten. Noch lange nach diesem Vorfall verbarg er sich vor seinen Bekannten, um ihren mitleidigen, oder gar schadenfrohen Blicken zu entgehen. Der Aufenthalt in Wetzlar war ihm seitdem verleidet; er nannte die Stadt in seinen Briefen an Eschenburg nur noch „Seccopolis“.

Was ihn jedoch am meisten verstimmte, waren die Unerträglichkeiten seiner Stellung durch Hoefler.

Jerusalem, der Ehrgeizige, Selbstbewußte war diesem Manne unterstellt, der weder Takt, noch Würde besaß und der dünkelhaft und unberechenbar war. (Goethe nennt ihn den „pünktlichsten Narren“.) Koldewey hat seinen Mitteilungen ein deutliches Charakterbild des Gesandten Hoefler beigegeben. Er sagt u. a. von ihm, daß er nur Lakaienseelen, die unterwürfig und demütig waren, in seiner Nähe geduldet habe.

Hoefler hatte dem braunschw. Hofe nur einen schlichten Kopisten als Sekretär vorgeschlagen. Als ihm statt dessen Jerusalem, der Sohn eines ebenso angesehenen, wie berühmten Mannes gesandt wurde, der außerdem ein unverkennbares Selbstbewußtsein an den Tag legte und der wenig geneigt schien, sein Bedienter zu werden, begegnete er ihm von allem Anfange an mit Mißtrauen und unzufriedener Miene. Noch ganz bedeutend hatte sich Jerusalem die Ungnade des Gestrengen dadurch zugezogen, daß er den Vorschlag, ein Quartier in seinem Hause zu beziehen, dankend abgelehnt hatte. Dieses Quartier, das auch v. Goué eine zeitlang bewohnt hatte, bestand aus einer untapezierten, schlecht möblierten Stube und einer dunkeln Kammer, die feucht war. Als Jerusalem sich

eine andere Wohnung gemietet hatte, die sich in bevorzugterer Lage der Stadt befand, die besser und teurer war, als die von Hoefler vorgeschlagene, erklärte der Gesandte, er (Jerusalem) sei „hochtrabend“ und besäße keine „conduite“.

In diesem Sinne erstattete er unverzüglich dem braunschw. Hofe einen Bericht, der jedoch nicht beachtet wurde. Jerusalem zu demütigen, war seine feste Absicht. Er übertrug dem begabten Sekretär die trockensten und geisttötendsten Arbeiten. Er beauftragte ihn sogar mit entwürdigenden Diensten.

An Eschenburg schrieb Jerusalem einmal darüber: „Wie ich hier lebe, das können Sie leicht denken. Drey Stunden des Morgens und 3 Stunden Nachmittags arbeite ich täglich für die Nachwelt der Ratzen, im Herzogl. Braunschweigischen Archive — denn die allein werden es brauchen. Ein empfindsames schönes Geschäfte, vorzüglich im Sommer! — .... Ob das Ding bald ein Ende nehmen wird, das weiß Gott ...“

Hoefler setzte seine Chikanen fort. Er ersann dazu die erdenklichsten Mittel. Er entzog Jerusalem den Schlüssel zum Aktenschrank, und ließ seine Arbeiten von einem einfachen Kanzlisten in gänzlich überflüssiger Weise korrigieren. Diesem Vorgehen widersetzte sich Jerusalem. Hoefler aber erfreut, daß er eine Gelegenheit hatte, seinen Sekretär zu verklagen, sandte eine abermalige Eingabe nach Braunschweig. Er erklärte zugleich, daß er diesen Sekretär nicht gebrauchen könnte, da er eigenmächtig und gegen alle Instruktion handele! Man möge ihm doch einen geeigneteren Sekretär schicken. Die wiederholten Anklagen des Gesandten fanden schließlich am braunschweigischen Hofe Gehör, und Jerusalem erhielt einen „gelinden Verweis“.

Am tiefsten schmerzte ihn dieser wohl darum, weil er befürchten mußte, das Vertrauen und das Wohlwollen des Herzogs zu verlieren. Obwohl ihm der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, der Jerusalems Sorge erkannt hatte, einen tröstenden Brief schrieb und ihm sogar Geld anbot, blieb er mutlos und verzagt. Er äußert sich darüber gegen Eschenburg: – „wenn ich jemals wieder vergnügt werde, es sey wie und wo es wolle, und es fällt mir dann ein, eine Veränderung zu wünschen, so mag mir der Himmel zur Strafe einen Hoefler erwecken – doch ich hoffe zu seiner Ehre, daß es nicht noch einen gibt ..."

Hoefler zog sich durch seine endlosen Beschwerden die Ungnade des Herzogs selbst zu. Es war in Braunschweig bekannt, daß er ein unverträglicher Charakter war, den niemand leicht zufriedenstellen konnte.

Koldewey schildert ihn als Streber, der rücksichtslos alles niedertrat, das ihn in seiner Beförderung hindern konnte. Er hatte es durch Geld und Schmeicheleien dahin gebracht, daß ihn der Kaiser am 24. März 1768 in den Adelstand erhob. Jerusalem verscherzte sich die Gewogenheit des Gesandten auch noch dadurch, daß er ihn nur Hofrat genannt hatte, während dieser sich in der ganzen Stadt mit einem höheren Titel, der ihm allerdings nicht zukam, belegen ließ. Für diese Unachtsamkeit mußte er eine scharfe Rüge hinnehmen. Da sich Jerusalem stets sorgfältig kleidete, der Gesandte hingegen mehr schäbige, als einfache Kleidung trug und trotz seiner guten Einnahmen — Hoefler erhielt 10 Rthl. tägl., ferner Wagen und Pferde und andere Vergünstigungen — ein verschriener Geizhals war, der keinem einen Bissen Brot gönnte, erregte Jerusalem den offenkundigen Neid seines Vorgesetzten. Und der nahm sich vor, bei der erstbesten Gelegenheit die „Ausschweifungen" des jungen Mannes „pflichtschuldigst" dem Hofe zu melden.

Der Hofrat v. Ditfurth, der beauftragt worden war, die Angelegenheit, d. h. die Hoeflerschen Beschwerden zu untersuchen, berichtete dem Herzog folgendes:[1]) „Herr v. Hoefler ist stolz auf seinen Posten und verlangt vielleicht zuviel égard und subordination. Herr Assessor Jerusalem hat viel ambition u. giebt vielleicht weniger, als wenigstens die Nachsicht gegen die Schwachheit des Nächsten erforderte[2])." Daraufhin wurde dem Gesandten nahegelegt, daß er nicht außer Acht lassen möge, daß Jerusalem kein „Unterbeamter der letzten Klasse" sei. Er solle ihn vielmehr als seinen Sekretär standesgemäß behandeln!

Diese Zurechtweisung hatte H. sehr erbost und er trachtete danach, Jerusalem neue Kränkungen zuzufügen, um ihn aus seiner Stellung zu drängen. Wenn Jerusalem anfänglich gehofft hatte, die Gesinnungen Hoeflers gegen ihn könnten sich ändern, so mußte er bald das Gegenteil davon einsehen. „Ihn durch Freundschaft zu gewinnen zu suchen", wie ihm der Abt geraten hatte, wies er als eine Unmöglichkeit zurück: „auf meiner Seite" — wie er sagte — „weil mir alle verstellte Freundschaft unmöglich ist. Auf seiner Seite, weil ihn durch Freundschaft regieren zu wollen ebenso fruchtlos sein würde, als den Esel durch Musik zur Mühle führen zu wollen —"

Alles was er über sich gewinnen könne, sei nicht rachsüchtig gegen einen so verächtlichen Menschen zu werden, der nichts anderes erstrebe, als sein Peiniger zu sein. Die Gehässigkeiten und Anfeindungen des Ge-

---

[1]) Nach Mitteilg. v. Fr. Koldewey, Wolfenbüttel 1881 „Lebens- u. Charakterbilder" S. 107—202.

[2]) D. v. Ditfurth schrieb auch eine witzige Abhandlung: „Der Ritterbund mit dem Orden des Übergangs zu Wetzlar und der Orden der verrückten Hofräte."

sandten nahmen zu, je duldsamer und zurückhaltender Jerusalem selbst war. Daß er seine Arbeiten ohne sonderliches Interesse erledigte, hatte Hoefler bald bemerkt. Und das gab ihm eine neue Waffe in die Hand. Er schickte einige Bogen, die Jerusalem ausgefüllt und auf denen Hoefler „grobe" Schreibfehler entdeckt hatte, dem Ministerium ein. Er fügte die schadenfrohe Bemerkung hinzu, daß diese Arbeiten einen sprechenden Beweis von Pflichtvergessenheit und Nachlässigkeit lieferten. Schließerfand er noch folgendes Lügengewebe: „Dieser junge Mann belustigt sich lieber auf der Jagd, Schlitterfahrten, Maskeraden und andern zeitverderblichen Dingen als mit dem Visitationsgeschäft, daher die Diäten nicht zureichen wollen, und ich immer ex proprio marsupio pränumerieren soll." —[1])

Damit hatte er erreicht, was er lange gewünscht hatte, nämlich Jerusalem wurde „zum Gehorsam" vom Ministerium in ziemlich deutlicher Weise aufgefordert!

Es braucht an dieser Stelle nicht besonders erörtert zu werden, in welche Erregung und Verbitterung die Beschuldigungen des skrupellosen Gesandten Jerusalem versetzt hatten. Die Briefe an den Vater beweisen es zur Genüge. Ihm, der still, bescheiden und sparsam lebte, wollte man Ausschweifungen vorwerfen! Er bezog nur ein kleines Gehalt, 800 Rth., nicht mehr als jeder einfache Kanzlist, und nur zwei Drittel von dem, was Goué erhalten hatte. Wie schwer es ihm fiel, mit diesem Gehalt auszukommen, das in gar keinem Verhältnis zu den teuren Lebensbedingungen in Wetzlar stand, bekundet eine diesbezügliche Mitteilung an den Abt: „wenn ich damit auskommen will, muß ich mich nothwendig auf 1 Maas Wein die Woche und des Abends auf ein Butterbrot

[1]) Aus Koldeweys Berichten.

ohne Ausnahme einschränken, auch alle außerordentlichen Ausgaben vermeiden.“ In einem andern Brief beklagt er es lebhaft, daß er dem alten Vater und den Schwestern in finanzieller Beziehung so gar keine Erleichterung verschaffen konnte. Obendrein hatte ihm der Gesandte die Diäten, die er ihm stets für ein Vierteljahr auf Anordnung des Herzogs vorausbezahlen sollte, verweigert. Und nur allein darum, um ihn zu kränken und zu demütigen.

Empört durch Hoeflers abermalige Anklage, richtete Jerusalem endlich eine Verteidigung an den Herzog. Er schrieb ihm: „Nie auch nicht ein einziges Mal bin ich auf der Jagd gewesen, eine Lustbarkeit, die mir gänzlich unbekannt ist. Einmal, aber auch nur ein einziges Mal bin ich im Schlitten gefahren. Von den Bällen, die hier in der Zeit zwischen dem Anfange des Jahres und den Fasten gegeben werden, habe ich zwar einige besucht, da aber deren überhaupt wöchentlich nur einer gegeben ist und das ganze Abonnement nur eine Pistole betragen hat, so haben sie mich auch so wenig an meinen Geschäften verhindert als meine Ausgaben merklich gemehrt. Andere Lustbarkeiten sind mir gar nicht bewußt.“

10.

Von Wetzlar fortzukommen, eine andere Stellung zu finden, war fortan sein und des Vaters Wunsch. Er schrieb einmal an den Vater: „Eine jede Stelle sie sei in was für einem Stande sie will, wird mir willkommen sein, wenn sie mir auch nur den dürftigsten Lebensunterhalt verschafft. . .“

Die Briefe, die Vater und Sohn in den letzten Sommermonaten 1772 miteinander austauschten, behandeln das vergebliche Suchen nach einer neuen Stellung. Hierbei waren beide allein auf sich angewiesen. Das Ansehen und die bevorzugte Stellung des Abts vermochten

nicht, dem Sohne in irgend einer Weise zu seinem Ziele zu verhelfen. Es schien sogar, daß selbst diejenigen, die Karl Wilhelm Jerusalems Leistungen und Charaktereigenschaften zu einer Zeit hervorgehoben hatten, sich seit der Affäre mit Hoefler von ihm zurückzogen. Unter diesen befand sich der Kanzlei- und Consistorialpräsident v. Praun, derselbe, der den Herzog zuerst auf den jungen Jerusalem aufmerksam gemacht hatte und durch dessen Vermittelung er nach Wetzlar gekommen war. An ihn wandte sich Jerusalem in seiner Ratlosigkeit. Er empfing von ihm wohl einen freundlichen Brief, der aber nichts enthielt, als die leere Äußerung, daß der gegenwärtige Posten für ihn von Nutzen sein könne. Als ihm Jerusalem das Vorgehen des Gesandten schilderte und seinen Beistand erbat, blieb sein Brief unbeantwortet. Somit fand sich seine Vermutung, wie er sie auch gegen den Vater geäußert hatte, vollauf bestätigt: . . . „denn wem kann es bey dem Verhältniß worin Sie mit dem Hofe stehn, bey dem Fuß auf dem ich bis jetzt gestanden, auch nur einiger Maaßen wahrscheinlich vorkommen, daß ich bei der Sache so ganz außer Schuld bin? Wer wird dem H.[oefler] soviele Boßheit und Haß u. soviel Narrheit in Ansehung der läppischen Ursachen zu diesem Haße . . . . zutrauen, um meine ganze Geschichte glaublich zu finden?" —

Unerklärlich bleiben zwar die Gründe, warum der braunschw. Hof Jerusalem aus seiner Wetzlarer Stellung nicht zurückberufen hatte, zumal ihm bei seinem Fortgang eine Hofratsstelle in Wolfenbüttel in Aussicht gestellt worden war. Vielleicht war es darin zu suchen, daß man in Braunschweig — wie auch Koldewey angenommen hat — die „Laune" Hoeflers, der als „prostitution" des braunschw. Hofes galt, nicht erfüllen wollte.

Die drei letzten Briefe an Eschenburg gerichtet, geben ein deutliches Bild von Jerusalems Mutlosigkeit und

seiner hoffnungslosen Lage. Aus den Briefen geht ferner hervor, daß selbst der Briefwechsel mit dem geliebten Freunde über die Verdrießlichkeiten seiner Stellung ins Stocken geraten war.

* * *

Mein liebster bester Eschenburg

Sie glauben es mir doch, wenn ich es Ihnen auch nur in zwey Zeilen sage — denn zu mehreren habe ich jetzt nicht Zeit — daß ich Sie auch hier mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebe? — Ja, liebster theuerster Freund, dieß Herz, das für Sie schlägt, bleibt ewig das Ihrige! — Und Sie, Sie vergessen doch auch nicht Ihren wunderlichen Freund! — Vielleicht liebte er Sie weniger zärtlich, wenn er dieß weniger wäre. — Nächstens ein Mehreres. — Grüßen und küssen Sie in meinem Namen das ganze Schmidtsche Haus, respektive versteht sich. Auch Lessing empfehlen Sie mich ja recht sehr! — Gott, was habe ich alles verlohren! — O bleiben Sie nur

Ihrem
Jerusalem

Die Einlage ist v. Herrn Gotter, der sich Ihnen empfiehlt
Wetzlar, den 4. Oktober 1771. Eiligst.

Wetzlar, den 26. Nov. 1771.

Mein liebster Eschenburg,

machen Sie keine Entschuldigungen. Ich müste sie Ihnen machen, wenn ich nicht wüste, daß Sie für mich die Rechtfertigung gelten ließen, die Sie für Sich anführen. An keinem Orte der Welt könnte ich Sie einen Tag vergessen, aber hier wahrlich am Wenigsten — Hier, wo

ich ganz ohne Geschöpfe lebe, mit denen ich auch nur eine einzige Empfindung theilen kann. —

Für Ihre gütige Theilnehmung an meinem Schicksale danke ich Ihnen herzlich, bester Freund. Die Ursachen, warum ich so lange nicht geschrieben, wird Ihnen mein Vater zugleich mit dem übrigen Zusammenhang der ganzen Sache erzählen. — Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Wenn dem Esel die Löwenhaut umgehängt ist, so solte man freylich gegen die Ohren blind seyn, aber wenn das Thier mir nun damit auf der Nase spielen will! — Das einzige, was mich bey dem Vorfalle[1]) kränkt, ist die Unruhe, die er meinen Eltern verursacht hat; sonst wäre er mir jetzt mehr erwünscht als verdrießlich.

Herr Gotter hat mich schon 50 mal nach einer Antwort von Ihnen gefragt — Unter allen meinen Erwartungen hat mich die, in diesem Menschen einen Freund zu finden, am meisten betrogen. Weil sein Schöpfer in sein Gehirn einige Reime neben einander gelegt hat, so hält er sich für ein Genie und glaubt sich dazu zu allen Narrheiten berechtigt. —

Grüßen Sie Schmidts tausendmaln von mir und erhalten Sie da und in ihrem Herzen das Andenken

Ihres

Jerusalem.

P. S. Ich habe aus Ursachen meinen Brief an meinen Vater an Sie mit eingeschlossen. Lassen Sie ihn doch gleich bestellen.

---

[1]) Es ist eine Verwechselung, daß O. v. Heinemann an dieser Stelle eine Fußnote anhängt, in der er den Vorfall im Bassenheimschen Hause als Erklärung für die obige Briefstelle anführt. Denn nicht dieser Vorfall ist gemeint, sondern der Vorfall zwischen Hoefler u. Jerusalem. H. schrieb am 9. Nov. 1771 eine Beschwerde an den Herzog und bat den „hochstehenden u. unerträglichen" Sekretär abzuberufen.

Seccopolis, d. 18. Juli 1772.

Sie haben mir, mein liebster Eschenburg, durch Ihren freundschaftlichen Brief eine recht unerwartete Freude gemacht. Unerwartet – denn ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, noch nicht einmal auf Ihren letzten Brief geantwortet, und durfte mir also noch keinen zweyten von Ihnen versprechen. Von der Unveränderlichkeit Ihrer Freundschaft bin überzeugt, und daß ich es seyn kann, macht den größten Theil des Vergnügens aus, das mir noch übrig ist. Aber ich bin es nicht Ihres sophistischen Beweises wegen, den Sie aus der Analogie Ihrer Unveränderlichkeit im seltenen Briefwechsel hernehmen, sondern weil ich Ihr Herz kenne. Merken Sie es wohl: nicht Ihres sophistischen Beweises wegen, den ich Ihnen gern erlasse. – Wie sehr freue ich mich, mein Bester, daß Sie so vergnügt sind! Was bekümmern Sie sich doch, daß Sie es noch als Hofmeister sind? Vergnügt als Hofmeister oder vergnügt als Profeßor oder sonst, ist wohl sehr einerley — wenn ich es je wieder werde, es sey wie und wo es wolle, und es fällt mir dann ein, eine Veränderung zu wünschen, so mag der Himmel mir zur Strafe einen Höfler erwecken — doch ich hoffe zu seiner Ehre, daß es nicht noch einen giebt. — Glauben Sie aber darum ja nicht, mein liebster Eschenburg, daß ich Ihnen nicht eine baldige Veränderung, die Sie noch vergnügter macht, von ganzem Herzen wünsche. Ich habe gefürchtet, daß Sie auf des Fabricius seine Stelle eine Plan machen möchten; es ist mir aber Ihrer wegen lieb, daß Sie es nicht gethan. Helmstädt wäre kein Ort für Sie. —

Wie ich hier lebe, das können Sie leicht denken. Drey Stunden des Morgens und 3 Stunden Nachmittags arbeite ich täglich für die Nachwelt der Ratzen, im Herzogl. Braunschweigischen Archive – denn die allein werden es

brauchen. Ein empfindsames schönes Geschäfte, vorzüglich im Sommer! — Es würkt auch vortreflich. Ich fühle mich so geistig, so gefühlvoll, wie ein Corpus juris cameralis. – Ob das Ding bald ein Ende nehmen wird, das weiß Gott. Wahrscheinlich ist es sehr — Meinen kleinen zierlichen Nieper habe ich nun auch nicht mehr hier. Er ist in Hannover Secretair bey der Geh. Kanzley geworden. Ein gutes bequemes Geschöpf, das ich ungern verlohren habe. — Jetzt ist unser kleiner Leipziger Consul Born (gegenwärtig von Born) hier, der auf seinen Reisen recht artig geworden ist. Bey ihm ist sein Freund Göden [1]). Er war zu unserer Zeit in Leipzig und ein Geck, jetzt ist er noch außerdem Frankfurter Zeitungsschreiber. Vielleicht erinnern Sie sich seiner noch. —

Auf Ihren Hurd [2]) freue ich mich recht sehr. Ich bin hier an dergleichen so arm. Der einzige Canal, wodurch ich noch dergleichen bekomme, ist der Professor Schmidt [3]) in Gießen beiläufig gesagt der unerträglichste Seccator, den je ein sterblich Weib gebahr — aber der Canal ist leider so seicht, daß nicht vielmehr als leichte Sächelchen von Gleim, Jakobi [4]), Michaelis etc. darin fortkommen können. Schicken Sie mir also Ihren Hurd ja bald, so bekomme ich zugleich auch wieder einen Brief von Ihnen. —

---

[1]) O. v. H. setzt hinzu, daß Jerusalem Goethes Namen nach der niederdeutschen Aussprache umgewandelt hat.

[2]) O. v. Heinemann bemerkt dazu: Hurds Commentar über die Horazischen Episteln an die Pisonen und den August. Mit Anmerkungen von Eschenburg. Leipzig 1772.

[3]) Christian Heinrich Schmid derselbe, den Goethe („Aus meinem Leben“) einen charakterlosen Literator nennt.

[4]) Friedrich Heinrich Jacobi schrieb (1779) einen Roman „Woldemar“, in dem Goethe einen Nachahmer seines „Werther“ erkannte.

Wie mag doch „Du Dausend“[1]) jetzt stinken! Lessings Emilia und Klopstocks David haben gewiß seine Lauge in noch mehr Fäulniß gebracht. Empfehlen Sie mich ihm aber demungeachtet, vorzüglich aber Herrn Lessing und dem père de Chimene[2]) nebst seiner ganzen Familie. Ich bin mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Glück und Ihr Vergnügen ewig der Ihrige.

Jerusalem

* * *

11.

Es mögen an dieser Stelle noch die Briefe Jerusalems an seinen Vater folgen. Sie schildern seine ersten Wetzlarer Eindrücke und die Chikanen Hoeflers.

Wetzlar d. 23ten 7ber 1771.

[1 doppeltes Quartblatt]

Lieber Papa[3]).

Ich hoffe daß Sie meine beyden vorhergehenden Briefe die ich Ihnen aus Göttingen und von Hier geschrieben erhalten haben. Vielleicht habe ich nun auch bald das Vergnügen einen von Ihnen zu erhalten der mir die Versicherung von Ihrer aller Gesundheit und von Ihrer fortdauernden Gütigkeit gegen mich giebt — O wie sehnl. verlangt mich da nach! — Unterdessen kann ich Ihnen nur einige nähere Nachrichten von meinem hiesigen Aufenthalte schreiben — Ich habe seit einigen Tagen nunmehr ein Quartier in der Stadt bezogen bey Hr. Rick

[1]) Welche Persönlichkeit damit gemeint war, läßt sich heute wohl schwer feststellen.

[2]) C. A. Schmid — wie O. v. Heinemann erläutert.

[3]) Nach dem Original kopiert.

in der Silber-Gaße[1]). Die Gaße ist eine der ersten und lebhaftesten von ohngefähr wie das Cosse-Gäßchen in Br. Das Haus ist ganz neu und ich habe 2 tapezirte Zimmer die gut meubl. sind sonst aber nicht einen Winkel als eine Stube für einen Bedienten und dafür gebe ich 180 Fl. nach unserm Gelde 20 Pist: Das wird Ihnen freyl: sehr theuer vorkommen, Hier aber findet ein jeder daß ich nach Art des Quart: zumal da es in der ersten Etage ist noch zieml. Wohlfeil wohne. Mein Hr. Gesanter der zwar weitläufiger aber schlechter wohnt bezahlt 360 Fl. u. Hr. Falke dessen Wohnung lange nicht so gut ist wie die Ihrige in Br: bezahlt 700 u. hat ehemals 900 Fl. bezahlt |: NB. ich weiß nicht wo es Mr... [2]) her hat daß Falke nur 2000 Rtl. bekäme; er hat tägl. 10 Rtl. das ist ganz ausgemacht gewiß |:

Mein Hr. Gesante hatte mir ein Quartier in seinem Hause bestimmt wo auch Hr. v. Goue so lang gewohnt hat bis er ins Wirths-Haus gezogen ist; es bestand aber aus einer untapezirten schlechtmeublirten Stube und einer Kammer die so feucht war daß Schwämme darin wuchsen und des ungeachtet (.) sollte ich 150 Fl. dafür geben; ich habe also lieber hier die 30 Fl. mehr geben wollen — Der Tisch wird hier Mahlzeiten Weiße bezahlt. Ich gebe für jede Mahlzeit 1/2 Fl. auch sehr theuer, das Essen aber ist gut. Auf Menage in Ansehung dessen daß das Essen Mahlzeiten Weiße bezahlt wird läßt sich nicht rechnen. Es wird hier sehr wenig zu Essen gegeben. Nur vor dem Kammer-Richter den Präsidenten u. den

---

[1]) Silhöfter Gasse; im Volksmund Silbergasse. Es geht daraus hervor, daß Jerusalem zuerst ein anderes Quartier bewohnt hat, bevor er an den Barfüßerbach — heute Schillerplatz — zog. Das betreffende Haus in der Silbergasse konnte d. Verfass. leider nicht auffinden.

[2]) Nicht zu entziffern.

Hr. Commissariis wo aber für Hr. Legations-Secret: so viel ich gemerkt habe wohl nicht mit gedecket wird. Die Gesanten geben sehr wenig zu Essen weil sie ihrer engen Wohnung wegen nicht dazu eingerichtet sind —

Mit meinem Gesanten hoffe ich ganz gut fertig zu werden. Er scheint wenigstens kein böser Mann zu seyn was geht mich das übrige an. Freyl. ist er hier leyder der Spott fast aller übrigen. —

Meine Arbeiten habe ich auch nun angefangen die unerträglichste die sich vielleicht denken läßt. Täglich des Morgens von 9—12 Uhr u. Nachmittags v. 3—4 Uhr zu schreiben alles was sich nur schreiben läßt, größtenteils Dinge bey denen gar nichts zu denken ist, das ist wohl die mühseligste Arbeit von der Welt — doch darüber hilft kein Murren —

Ob übrigens mein Aufenthalt hier angenehm oder unangenehm seyn wird, davon kann ich bis jetzt noch nicht urtheilen — Ich habe bey den Gesanten u. Assessoren meine Visiten gemacht die Wenigsten aber gesprochen. —

Wenn mein anderer Koffer noch nicht abgegangen so wünschte ich daß Sie die Gütigkeit haben wolten und mir noch zu einem Kleide ponceau roth Velvet u. eine Garnitur goldener Knöpfe mithinein legen. Ich will Ihnen das Geld dafür so bald ich kann überschicken; nur jetzt kann ich noch nicht so viel entbehren u. vielleicht möchte ich es vor Weihnachten nicht können. Es wird hier in Kleidern viel verthan und kann ich daher nicht umhin mir noch eines machen zu lassen. Hier mag ich nicht gleich ein Conto anfangen sonst würde ich dieße Bitte nicht wagen. Es soll gewiß die letzte von der Art seyn. —

Vielleicht habe ich morgen das Vergnügen einen Brief von Ihnen zu erhalten. Mich hat nie mehr darnach verlangt als jetzt. Schon in mehr als 14 Tag habe ich kein

Wort gehöret, oder geleßen daran das Herz Anthl. gehabt hätte —

Ich küsse Ihnen allen die Hände

Ihr

Darf ich Sie bitten die
angelegten Briefe be-
sorgen zu lassen — ?
Wenn Sie mein Petschaft
in meinem Schreibtisch ge-
funden haben so bitte ich es
wenn es noch Zeit ist auch
mit in den Coffer zu leg.

gehorsamster Sohn
Wilh.

* * *

[1 Folioblatt
Nach Copie!]

Wetzlar Sonnabend
d. 30. Nov. 1771

Lieber Papa

Ich hoffe, daß Sie meine weitläufigen Expectorationen, von den letzten Posttagen nebst Hr. G. R. Zwierleins Briefe erhalten haben, und daß Sie dadurch völlig wieder beruhiget sind. — Ich weiß jetzt nichts mehr hinzuzusetzen — An den Erbprinzen war ich gleich willens heute vor acht Tagen zu schreiben. Meine lange Vertheydigung hatte mich aber zu lange aufgehalten — Nun aber da ich Ihnen diese schon zugeschickt, da Sie mit ihm vermuthlich schon davon gesprochen, Ihm wenigstens Zwierleins Brief zugeschickt haben werden, da ich schon an Hr. v. Flögen geschrieben. Nun wäre es wohl zu spät — Was sollte ich ihm aber auch schreiben — Schränke ich mich auf eine Entschuldigung ein, so thue ich mir Unrecht — Stelle ich ihm aber die Sachen so vor wie sie sind, so setze ich ihn

in eine unangenehme Verlegenheit, denn so kann ich ihm, ich mag es drehen wie ich will, nichts anderes sagen als daß seines Hr. Vaters Gesante, aus Haß gegen mich zum Lügner und Verläumder geworden ist — Was soll er dazu antworten — nun wegen Ihres Hr. Rath Werners — wo seine Schrift hingekommen ist, weiß ich nicht; ist sie nicht zwischen meinen Papieren, so ist sie freil. verlohren — Aber wie kann der Mann doch so unvernünftig fragen, was für Resolution auf seine Schrift gekommen ist — Er der schon so lange Proceße führt, solte doch wißen, daß man am Gerichte, keine Schriften durch einzelne Mitglieder, und noch viel weniger durch der Ihre Väter insinuieren läßt und daß die übrigen Formalia dabey beobachtet seyn müßen wenn Resolution darauf erfolgen soll. So wie ich aus seinem Briefe an Sie gesehen habe hatte er sie blos zu Ihrer und meiner Information beygelegt um eine Privatnachricht über die Sache zu haben Dies Oberappel. Decret lag, wenn ich ich nicht sehr irre in copia dabey, wenn es aber auch das Original gewesen ist, so kann er es mit leichter Mühe ohne alle Schwierigkeit wieder ausgefertiget erhalten (NB. Sie aber können es nicht bekommen) und wenn Sie sich übrigens erbieten, die Gebühren dafür zu entrichten so ist das alles — Aber hiemit fertigen Sie ihn auch kurtz ab und lassen ihn laufen, oder weisen Sie ihn nur an mich — Laßen Sie sich nicht mit ihm ein es ist gewiß ein Chicaneur.

Mit großem Verlangen sehe ich der Montagspost entgegen — Möchte Ihnen doch der Himmel diese unruhigen Tage durch doppelt angenehme wieder ersetzen.

Ihr
gehorsamster Sohn
W.

Verzeihen Sie meine
Schmiererey

* * *

Das in dem obigen Brief erwähnte Schreiben an den Geh. Legationsrat v. Flögen, ist von Koldewey veröffentlicht worden. Jerusalem schrieb am 23. Nov. 1771 wie folgt: „O hätte der Herr Gesandte ohne Freundschaft mir nur immer die strengste Gerechtigkeit widerfahren lassen, so hätte ich gegenwärtig nicht den ersten nachteiligen Schritt zu bereuen, dessen ich mir in meinem Leben bewußt bin, und er hätte sich nicht den Vorwurf zu machen, ohne Noth einem Menschen den Unwillen derer zugezogen zu haben, von welchen sein ganzes Glück abhängt."

* * *

[1 doppetes Quartblatt]

Wetzlar d. 14ten December 71 (12)

(Aus Blatt 1 ist oben links ein Eckchen herausgerissen; aus Blatt 2 unten links ebenfalls)

Sie schreiben mir alles was für mein Herz wichtig ist wenn Sie mir in Ihrem Briefe sagen daß Sie alle wohl und vergnügt sind; was Sie mir sonst von Br: schreiben könnten intereßiret höchstens nur meine Neugierde bis auf einige wenige Ausnahmen. Wohl bin ich auch nur daß ich den gänzlichen Mangel von Bewegung den vorzügl. das hier beständig anhaltende naße Wetter verursacht, etwas verspüre. Zu meinem Vergnügen ist mir es genug zu wißen daß Sie es sind; ich habe aber auch jetzt außerdem keine besondere Ursache mißvergnügt zu seyn. Meinen Patron habe ich seit der letzten Visite von der ich Ihnen geschrieben habe noch nicht wieder gesehen, und hoffentl. werden wir noch lange auf dem Fuß leben. Ihn durch Freundschaft zu gewinnen zu suchen, wie Sie mir in Ihrem vorigen Briefe riethen ist eine blos unmögliche Sache. Auf meiner Seite — weil mir

alle verstellte Freundschaft unmöglich ist; nicht aus einer [aus dem Bogen gerissen] . . . moralischen Delikateße sondern weil mir die Natur die Fähigkeit zur Verstellung versagt hat — Auf seiner Seite, weil ihn durch Freundschaft regieren zu wollen, ebenso fruchtloß seyn würde als den Esel durch Musik zur Mühle führen zu wollen — Alles was ich über mich erhalten kann ist nicht rachsüchtig gegen ihn zu seyn, u. gegen einen so verächtlichen Menschen der mir dabey so tückischer Weise zu schaden gesucht hat, ist das auch glaube ich genug — Daß ich es indeßen nicht mit gar großem Mißvergnügen ansehen würde wenn der öconomische Genius der jetzt das Hrzl. Ministr: regieret, demselben auch über diesem Patron einmal die Augen öffnen möchte kann ich nicht leugnen — Wenn man auf der einen Seite auf das äußerste sparet arme Bedienten außer Brot setzt, und dann dem niedrigsten unter allen, der seine Stelle zur Schande u. zum Spott des Hofes vertrit alles ohne Noth zu wirft so ist das wohl nicht gut zu begreifen — Sie hätten vollkommen jährl. 2000 Rtl. an der Gesantschaft ersparen können, und d. Gesante behält völlig genug wenn er in eben der Proportion herunter gesetzt wird, wie ich herunter gesetzt bin — Auf dem Fuß wie er lebt braucht er jährlich bey weitem nicht 2000 Rtl. — wie manche ehrl. Familie könnte von dem übrigen ihr Brodt haben — Ich lege Ihnen zum Spaß ein Verzeichniß seiner festgesetzten Ausgaben bey —, für die nicht benanten gebe ich ihm eben so viel u. das ist bey seiner Lebens-Art da er keinem Mensch einen Bißen zu Essen giebt, in keine Gesellschaften geht folgl. wenig Kleider braucht dabey bey einem besetzten Rocke schwarze wollene Strümpfe u. Batist: Manschetten trägt viel zu freygebig und demungeachtet kömmt nicht 2000 R. heraus — Von meinen Ausgaben schicke ich Ihnen gleichfals ein Verzeichniß. Sie werden daraus sehn daß ich wenigstens

keine große Sprünge mit meinen 800 Rtl. machen kann und wenn ich damit aus kommen will daß ich mich nothwendig auf 1 Maas Wein die Woche u. des Abends auf ein Butterbrot ohne Ausnahme einschränken auch alle außerordentl. Ausgaben vermeiden muß. Nach Erfurth kann ich deswegen auch noch nicht reisen denn ich habe mir ein Kleid machen laßen und das ist noch unbezahlt —

Auf [ausgerissen] Brief bin ich sehr neugierig. Daß [ausgerissen; vielleicht soll es heißen: v. Zwierlein] die Aufführung des Grfen. Baßenheim gerechtfertiget hat mich sehr gewundert, da ich ihm kein Wort davon gesagt — H.[1]) hat das also hier auch ausgebreitet? ist das nicht ein Schurke — Eine besondere Freundschaft hat an d. v. Z.[2]) Briefe keinen Antheil; ich habe ihn noch nicht mehr als 3 mal gesehn —

Wie Sr. Excellenz in [?][3]) habe ich noch keine Antwort wieder erhalten. Da Sie aus Freundschaft glaubten mir meine Uebereilung bemerkend machen zu dürfen, so hätten Sie mir nun auch wohl ein Wort von meiner Rechtfertigung können bemerkend machen. —

Empfehlen Sie mich allen die sich meiner erinnern. Ich glaube ich werde Ihnen dadurch nicht viele Mühe machen — Ihnen, meiner Mutter und meinen Schwestern küße ich die Hände mit aller Zärtlichkeit.

Ihr

* * *

Im Gegensatz zu dem oben wiedergegebenen Brief, der einen gereizten Ton verrät, ist der folgende in ruhiger, fast hoffnungsfroher Weise geschrieben. Es ist, als ob sich Jerusalem selbst Trost darin zusprechen wollte: „Bis

---

[1]) Hoefler.

[2]) v. Zwierlein.

[3]) nicht ganz zu entziffern.

jetzt ist mir von dem Ministeris noch nichts dieser neuen Klagen wegen geschrieben, und ich vermuthe sehr, daß es nun auch ganz unterbleiben wird. Dieß wäre mir immer um so viel lieber ... weil ich sähe daß das Minist: ... mich wenigstens nicht zu chicanieren sucht ..."

In den weiteren Zeilen versucht er seine Lage in günstigerem Lichte zu betrachten, er möchte auch den Vater davon überzeugen und ihn veranlassen „dieses bis jetzt noch unbedeutenden neuen Vorfalles wegen" in seinem Plane nichts zu verändern.

Daß diese schwach aufkeimende Hoffnung trügerisch war, ergeben die späteren Briefe.

* * *

[2 doppelte Quartblätter]

Wetzlar d. 10ten
März 72

Lieber Papa,

Ich bin meines neuen Vorfalles wegen mit Höfler ganz und gar nicht unruhig gewesen. Ich habe Ihnen nur nichts davon geschrieben weil ich vermuthete, daß man vielleicht im Ministr: auf die neuen Anklagen gar nicht reflectieren würde. Es ist auch zwischen mir u. H. selbst gar nichts vorgefallen. Vor ohngefähr 6 Wochen zeigte er mir mit Brummen die Bogen, mit den Schreib-Fehlern, ohne mir aber zu sagen, daß er darüber klagen würde, wovon er mir auch bis jetzt noch nichts gesagt hat. Das ist es alles. Einige Tage nachher verlangte ich von ihm etwas zu meinem Privat-Gebrauche, und weil er mir es wieder abschlug so erklärte ich ihm daß ich mich bey herzl. Ministr: beschwehren würde, daß er mich so gänzl. an der Benutzung meiner Stelle verhinderte. Darauf erhielt ich zwar was ich verlanget hatte, und er

war als ich ihn wiedersahe, seiner Art nach, ganz freundl., vermutl. aber nur um meinem Berichte aus zu weichen und mir mit seinen Klagen zu vor kommen zu können — daß er wieder einen andern an meiner Stelle vorgeschlagen hat, habe ich Ihnen neulich schon geschrieben. Um sicherer zu gehn hat er dießmal nicht wieder einen Copisten ausersehn, sondern den Sohn des abgehenden Darmstädtischen Subdeleg. der zugl. Legat. Secret. bey seinem Vater gewesen ist. Dieser hat es dem Brandenb. Legat. Secret: vertraut, von welchem ich es wieder erfahren habe. Sie können leicht denken daß ein jeder den Einfall des H. H. sehr lächerl. fand. Da mir dieß aber nur im Vertrauen wieder gesagt ist, so bitte ich Sie weiter keinen Gebrauch davon zu machen. —

Bis jetzt ist mir von dem Ministeris noch nichts dieser neuen Klagen wegen geschrieben, und ich vermuthe sehr, daß es nun auch ganz unterbleiben wird. Dieß wäre mir immer um so viel lieber. Nicht weil ich meiner Rechtfertigung wegen im geringsten besorgt wäre; sondern weil ich sähe daß das Minist: s. v. v. mich wenigstens nicht zu chicanieren sucht — Was wolten sie mir aber auch schreiben? Machen Sie mir der Schreib-Fehler wegen Vorwürfe, so bitte ich mir es zur Gnade aus, das hrzl. Minist: einen ganz. Stoß Acten einschicken läßt, und nicht nach meinen einigen von den H. Höfler ausgesuchten Bogen urtheilet. Machen sie sie nur wegen Vernachlässigung der Dictatur so weiß ich mich auch zu rechtfertigen — Doch das habe ich Ihnen schon in meinem vorigen Briefe geschrieben — daß ich mich übrigens mit Höfler selbst der Sache wegen nicht einlassen werde, darüber gebe ich Ihnen meine Versicherung. Ich ignorire sein ganzes Verfahren. So viel hiervon. Nun noch etwas von der andern Hälfte Ihres Briefes, welche die Bemühung nach einer Veränderung betrifft —.

Am Sonnabend ist der neue Ppal. Commissarius der Graf von Colloredo hier angekommen. Am Sontage habe ich ihn complimentiret. —

* * *

[1 doppeltes Quartblatt]

Dienstag d. 28ten

Ihren letzten Brief erhielt ich erst gestern und also einen ganzen Posttag zu spät — drinnen lag, außer einem Briefe an Feuerstaken, noch ein Brief von dem Drost Döring, von dem ich nicht begreife wie er mit hinein gekommen seyn kann. Er war einzeln auf die Post gegeben, denn die Nummer von der Post-Carte stand darauf wie hat er also erst wieder an Sie und in Ihr Couvert kommen können? — Ich will nicht hoffen daß Ihr Brief aufgemacht, und daß einer dumm genug gewesen ist, um das Porto zu gewinnen :| denn der Brief von dem Drosten war frankiret :| ihn mit in ihr Couvert zu schieben? — Doch nun von Ihrem Briefe selbst — Ueber die erste Frage ob es näml. beßer ist, daß Sie für mich um den Abschied anhalten, oder daß ich es selbst thue, darüber glaube ich Ihnen schon einmal meine Gedanken geschrieben zu haben. Die einzige Ursache, warum ich es lieber selbst thun möchte, ist weil es sich leicht zutragen könnte, daß die Antwort etwas empfindlich ausfiele und dann wäre es doch beßer daß sie an mich, als an Sie gerichtet wäre. Ich könnte das getrost einstecken, Sie aber könnte es leicht zu weitern unangenehmen Erklärungen veranlaßen. Außerdem glaube ich könnte ich mich ebenfalls nur erst an den Minister wenden und ohne Bedenken — auf die bescheidenste Art versteht sich — die Ursache hinzufügen. Ich würde ihm dann ohngefähr schreiben: daß ich es aller-

dings für mein Glück gehalten haben würde, meinem Vaterlande meine geringen Dienste zu widmen -- daß ich sehr überzeugt wäre jetzt noch kein anderes Verdienst zu besitzen, als das Bestreben mich bey einer untadelhaften Conduite und der genauesten Beobachtung der mir aufgetragenen Pflichten zu reelleren Diensten tüchtig zu machen — daß mir dieses einziege daher auch um so viel kostbarer wäre — daß mir gegenwärtig aber da meine Verantwortung nicht so glaub. gewesen wäre eine gnädige Aufmerksamkeit zu erlangen, kein ander Mittel zu Erhaltung derselben als dieser Schritt übrig bliebe — und ich ihn daher bäte mir die gnädige Erlassung meiner Dienste zu verschaffen — daß ich Ihnen den Brief vorher zuschickte versteht sich von selbst — Schreibt er mir dann, daß ich mich unmittelbar an Ser um wenden soll, so kann das um so viel kürzer und ohne Beyfügung der Ursachen geschehn —

In Ansehung des 2ten Punktes halte ich dafür daß es beßer ist, den neuen Antrag gleich mit anzufügen, eben damit sie sehn daß es nicht nur ein Maul-Spitzer und pro forma ist — Warum solten wir auch nicht? Ist der Antrag gut so hat es gar keinen Anstand. Ist er mittelmäßig nun so dient es so viel mehr zu meiner Rechtfertigung —

Nun endlich der dritte Punkt — dabey bleibt es ein für alle mal — bey mir wenigstens — der Antrag mag seyn wie er will; so ist er für mich um den Abschied zu fordern gut genug — So gewiß ich meinen vorigen Aufenthalt mit jedem andern ungern vertausche; so gewiß mir kein Glück auf der Welt das Vergnügen bey Ihnen zu seyn ersetzen kann; so gewiß komme ich so wie ich jetzt bin nicht wieder zurück — Mit meinem Willen wenigstens nicht — und ich hoffe auch Sie werden es nicht wollen — Wäre es aber daß sie mir wenn ich meinen Abschied

fordere zur Reparation eine Hofrath Stelle mit Gehalt anböten — ein Fall an den ich nicht einen Augenblick denke — dann wäre es freylich ein anderes — dann könnte ich mit Ehren zurück kommen — Darüber aber läßt sich noch nichts entscheiden, dazu müßte man erst die Propositionen der beyden Seiten hören — doch wie gesagt darüber wird auch nichts zu entscheiden seyn —. Leben Sie alle tausendmal vergnügt und wohl.

Ihr
gehster Sohn
W.

* * *

[ein doppeltes Quartblatt]
[Blatt 1 am unt. Ende etwas eingerissen.
Blatt 2 die rechte untere Ecke abgerissen]

Wetzlar d. 5ten May 1772.

Lieber Papa

Ich habe aus Ihrem letzten Briefe gesehn daß ich in meinem vorigen, zu einem Mißverstande Anlaß gegeben haben muß. Sie schreiben mir als wenn Sie glauben daß ich den Hr. von Wurm der ehemals hier gewesen ist, selbst kenne. Ich kenne ihn aber nicht; denn er war schon vor meiner Zeit von hier wieder abgegangen. Ich hoffe, daß Sie sich in Ihrem Briefe nicht auf diese Bekanntschaft bezogen haben, da mir dieß sonst leicht als eine Windbeuteley ausgelegt werden könnte. Das übrige verhält sich wie ich Ihnen geschrieben. Daß Sie meinen Abschied nicht eher fordern bis daß Sie von Dr: Gewißheit haben ist freyl. das sicherste, denn es ist doch immer mögl. daß es auch da fehl schlägt. — Ich bin nun auf eine Antwort sehr begierig. Fällt Sie so aus wie wir wünschen, so hätte ich zugleich wohl noch das Vergnügen

Sie in den großen Ferien zu sehn. Sonst wohl schwerlich — Wegen meines Betragens gegen H. seyn Sie völlig unbesorgt. Ich bekomme ihn gar nicht zu sehn. In diesem ganzen Jahre bin ich etwa 3 oder vier male bey ihm gewesen, und da ich mit seinen Berichten nichts zu thun habe, so fehlt mir auch die Gelegenheit zu ihm zu gehn — Seit gestern hat die Visitation einen gewaltigen Stoß bekommen. Ich hoffe daß sie nicht ganz daran scheitern wird. Ex. v. Falke hatte in der letzten Session aus übertriebenem Justiz-Eifer ein sehr heftiges Votum gegen die Gegen-Partey abgelegt. Diese verlangte daß er es wieder zurück nehmen solte. Da dieß gestern nicht geschah gingen die Hr. Commißarii u. alle catholische Gesante aus dem Conseß, mit dem Vorsatz nicht ehr wieder zu kommen, als bis das Votum zurück genommen seyn würde. Ich bin daher auf die morgende Session sehr neugierig. Wird die Visitation auf eine solche Art abgebrochen, so hat es auch mit dem ganzen Cammer Gerichte ein Ende. Laßen Sie Sich aber wenn ich bitten darf hiervon nichts merken man möchte es sonst als eine große Vernachläßigung meines angelobten Geheimnißes ansehn — Hr. Rautenberg[1]) kann ich nicht bedauern so sehr ich mit ihm einerley Meynung bin. Wer heißt ihm und wer giebt ihm ein Recht einen Verfasser persönlich anzugreifen. Er bleibe bey der Sache und lasse den Mann ruhn. Vielleicht haben Sie Lessings Abhandlungen über die [ausgerissen]
gelesen, darin ist gewiß [ausgerissen] ohne ihn zu nennen alles gesagt was sich von dieser Seite gegen ihn sagen läßt — Wer weiß vielleicht muß Wieland nur die Stelle übernehmen die Ihnen aufgetragen war —

---

[1]) Jerusalem nennt R. auch in seinem philosophischen Aufsatz „Über die Freiheit".

Was hat Ihnen denn Hr. Kölbele von neuem dediciret? u. ist es denn wahr wie ich Sie schon in meinem vorigen Briefe gefragt habe daß Mendelson den Verstand verlohren hat? —

Sonst weiß ich Ihnen heute nichts zu schreiben als daß ich Ihnen meiner Mutter u. Schwestern tausend male die Hände küße –

Ihr
gehorsamster Sohn

* * *

[1 doppeltes Quartblatt]

Dienstag d. 12ten [1])

Wenn sich die Zeiten in den letzten neun Monaten nicht so sehr verändert hätten, so schickte ich mich jetzt wahrscheinlicher Weise dazu an, selbst zu Ihnen zu kommen, anstatt Ihnen zu schreiben; aber nun ist daran nicht zu denken. O wie segne ich den Engel der mir die Freude raubt! — Vermuthlich werden künftige Woche unsere Ferien angehn. Wenigstens wird die gemeinschaftliche Dictatur aufhören. Ich hoffe auch die protestantische — verreisen werde ich aber nicht, weil es sich mit meiner Oeconomie nicht vertragen will. Daß wir nunmehr hier bleiben ist jetzt so gut als gewiß. Der Hr. Minister hat in London eine Audienz bey dem Könige gehabt und die Zurückberufung des Falken [2]) verlangt aber nichts ausgerichtet. Die Catholischen machen zwar noch viel Geschrei, indessen werden sie doch wohl am Ende nachgeben. Daß aber dem ungeachtet bey der ganzen Sache nichts heraus

---

[1]) Aller Wahrscheinlichkeit nach im Mai geschrieben.

[2]) Johann Philipp Conrad Falke, herzogl. bremisch. Subdelegierter und Hofrat in der Justizkanzlei zu Hannover.

kömmt bleibt gewiß. Falke[1]) hat einmal den Haß aller Catholischen vorzügl. des Gfen. Collorado |: des Herzogl. Prinzipal[2]) Commissarius :| und die jalousie aller Protestantischen gegen sich. Wäre Petz auf vier Beinen gegangen so wäre er weiter gekommen — Ich für mein Theil würde mich sehr darüber freuen wenn die Visitation noch nicht abgebrochen wird. Es würde mir eine unerträgliche Kränkung gewesen seyn wenn ich bei den gegenwärtigen Umständen hätte zurückreisen müssen, denn alsdann wäre alle Rechtfertigung zu spät gekommen. Wenn ich hier meinen Abschied nehme so weiß ich wenigstens daß mich das hiesige Publikum rechtfertiget, wer aber dort? Hier haben Höfler und ich Zeugen unserer Conduite dort aber keine; und ich hoffe daß ich hier in eben so gutem Credit stehe als der worin H. steht schlecht ist. Ich würde dieß nicht selbst sagen wenn ich nicht glaubte es Ihrer Beruhigung schuldig zu seyn — Vor einiger Zeit hat mir der Kerl wieder einen Erz-Groben Streich gespielt. Sie wissen daß er ein ausdrückliches Rescript bekommen hat — ich selbst habe es gesehn — daß er mir meine Diäten immer für ein ganzes Viertel Jahr auszahlen soll. Am Anfange dieses Monats schicke ich ihm die Quitungen für 3 Monat, anstatt der Diäten für 3 Monat aber bekomme ich sie nur von einem, und er läßt mir zurück sagen, daß ich das übrige nicht bekommen könnte, da es nicht gewiß wäre wie lange wir noch hier blieben — gleichsam als wenn es von ihm dependire Her-

[1]) Es handelte sich hierbei um einen Streit zwischen den katholisch. und den protestant. Subdelegierten, den Falke im März 1772 hervorgerufen hatte. Dieser Streit hätte beinahe die vollständige Auflösung des Visitations-Kongresses zur Folge gehabt.

[2]) Gemeint ist der kaiserl. Prinzipalkommissarius Fürst Franz Gundacker von Colloredo und Waldsee [auch Colloredo-Mansfeld]. Vergl. Ulmenstein, Geschichte der Stadt Wetzlar. II. Bd. 1806.

zogliche Rescripte nach seinem dummen Gutdünken wieder aufzuheben. Außerdem ist es die elendste Schicane. Wenn wir auch nicht blieben so bleiben wir doch gewiß länger als im 8ber, und wenn auch das nicht wäre so müßten sie mir doch Geld zur Rückreise geben. Ich möchte doch wissen ob er vorher deswegen angefragt hat? — Nächstens wird mein Lob noch weiter in Br: verbreitet werden. Unser Hr. Canzlist reist nach Br: um sich eine Frau zu nehmen. Der Laffe hat sich für 400 Fl. Kleider ausgenommen. Wenn es wahr ist was einer von den fürstlichen Bedienten die der Gesante hier hat, meinem Ernst [1]) gesagt, so bekömmt d. Canzlist 1200 Fl. wie ich. Was Wunder daß Sr. Excellenz der Gesante mich mit ihm auf einen Fuß setzen. Aber der brave Mann er verdient es — denn er ist des Hr. von H. Geschöpf — O Bravo Bravissimo! —

Von der Freundschaft mit der sich F. meiner annimmt bin ich äusserst gerührt — Ich küsse Ihnen allen tausendmal die Hände, leyder leyder in Gedanken und dabey wirds wohl vors erste bleiben.

Ihr
gehster Sohn

Sind Sie diesen Sommer oft
in Salzdahlen und Ant: Ruh?

* * *

[1 dopp. Quartblatt.]

Wetzlar d. 31 ten
M. 1772

Ich wünsche von Herzen daß Sie die Anlage welche ich Ihnen hierbey schicke mit eben dem kalten Blute lesen mögen mit dem ich sie gelesen habe. Stutzig hat sie mich

[1]) Jerusalems Bedienter.

gemacht aber das ist es alles — Jetzt hätte ich sie nicht mehr erwartet, und so wahrlich niemals – aber ich Narre der ich mich auf meine Unschuld verließ. – Ich war anfänglich willens sie Ihnen nicht zu schicken. Aber ich kann es nicht, weil ich nun das, was ich Ihnen in meinem vorletzten Briefe schrieb gänzlich wieder zurück nehmen muß. Eine solche Begegnung ist unerhört! — Ohne einmal meine Verantwortung zu fordern — Ich werde mich indessen verantworten und zwar werde ich es wohl in einem Memoriale an den Herzog selbst thun müssen. Heute kann ich nicht, denn heute habe ich das Rescript erst erhalten, ich würde daher heute nicht in dem gehörigen Tone antworten können, ich will es Ihnen denn auch erst zuschicken. Ich sehe zwar voraus daß mir dieß nichts helfen wird; aber dieser Schritt muß doch erst noch gethan seyn ehe sich ein anderer thun läßt. Denn erhalte ich keine Antwort die mich Rechtfertiget und zwar wieder rescriptum, so muß ich mir nun nothwendig alle Mühe geben andere Dienste zu suchen und Sie bitten alles dazu zu thun – Biß jetzt waren es noch eigentlich bloße privat Kränkungen des H. über die ich mich zu beschweren hatte. Aber durch diesen neuen Vorfall wird an mir der Charakter eines ehrlichen Mannes öffentlich gekränket. Denn der ist kein ehrlicher Mann der seine Pflichten vorsetzlich vernachlässiget aber auch der nicht der sich den Vorwurf davon mit Geduld machen läßt, wenn ihn nicht die äußerste Noth dazu zwingt — und also erst alles versucht ehe man dieß erträgt.

Eine jede Stelle sie sey in was für einem Stande sie will wird mir willkommen seyn wenn sie mir auch nur den dürftigsten Lebensunterhalt verschafft – Je geringer die Vortheile sind mit denen ich meine jetzigen vertausche je wahrscheinlicher wird es einem jeden werden daß mir Unrecht geschehen ist — Und fürchten Sie ja nicht daß

es mich jemals gereuen wird genöthiget gewesen zu seyn eine andere Lebens-Art anzufangen. Dazu kenne ich mich viel zu gut. Sie wissen es selbst daß ich in meiner Entschliessung nicht übereilt bin — Auch Sie werden dabey nichts verliehren. Sie wünschen mich glücklich zu sehn, und das werde ich in jeder andern, auch der unbequemsten Lage weit mehr seyn, als in meiner jetzigen so wie sie nun ist — Mit was für einem demüthigen Gesichte würde ich in Br. herum gehn müssen wenn ich nicht ebenso öffentlich wieder gerechtfertiget werden solte als ich beschimpft bin — Ohne das ist nun auch die einzige schwache Hofnung noch verlohren daß ich durch meinen jetzig' Gehalt wenn ich ihn behalten hätte, Ihnen oder meinen Schwestern einige Erleichterung hätte verschaffen können. Jetzt würde man es noch als eine große Gnade ansehn wenn man mir nur etwas ließe — Noch eines bitte ich Sie, verliehren Sie ja kein Wort dieser Sache wegen, damit es ja nicht scheinen möge daß ich den Namen eines ehrlichen Mannes als ein Geschenk wieder erhalten hätte das man mir um Ihrer Willen gemacht — Ihre Antwort erwarte ich mit nächster Post — Mein Kopf und mein Herz sind viel zu voll als daß ich Ihnen noch mehr in der Kürze schreiben könnte — Gott segne Sie alle

Ihr
gehorsamster Sohn

Eiligst.

* * *

12.

Der folgende Brief — veröffentlicht von Victor Loewe[1]) — stammt vom Abt Jerusalem. Er behandelt ebenfalls die Chikanen Hoeflers und beleuchtet die niedrige

[1]) Mitgeteilt i. „Euphorion" 8. S. 72—77 Jahrgang 1901.

Handlungsweise dieses Mannes. Der Brief ist an den Grafen Johann Ludwig von Wallmoden-Gimborn gerichtet und enthält „aus der Fülle des väterlichen Herzens heraus" die Bitte um eine Anstellung für den Sohn.

Das Original dieses Briefes befindet sich im Hannoverschen Königl. Staatsarchiv, in dem dort deponierten Gräflich von Wallmoden-Gimbornschen Familien-Archive unter der Signatur IV. 41.

Hochgebohrner Freyherr
Hochgeneigter Herr General Leutnant.[1])

Ich wage es auf die alte Gewogenheit v. Ew. Excellenz einen Anspruch zu machen, und wenn ich hierin zu dreist bin, so hoffe ich daß die Veranlassung dazu, zu meiner Entschuldigung doch wenigstens sprechen werde. Sie betrifft meinen Sohn. Er hat 2 Jahr in Leipzig und 2 Jahr in Göttingen studiret, und an beyden Orten durch seine Aufführung und seinen Fleiß sich immer so unterschieden, daß besonders die Herren Pütter, Böhmer u. Ayrer, ihn bey aller Gelegenheit jedermann als einen ihrer geschicktesten Schüler bekannt machten. Dadurch bewogen war auch der seel. h. P. Min. v. Munchhausen[2]) geneigt ihn nach Hannover zu nehmen und vorerst zum Auditeur bey der Geh. Cantzley zu machen, daß er besonders unter der fürtreflichen Anführung des h. Geh. Justiz Rath Struven arbeiten, und sich weiter bilden solte, das größte Glück für ihn welches ich ihm hätte wünschen können; aber da bey der Menge von so vielen jungen Männern die noch ohne Gehalt arbeiten auch für

[1]) B. Loewe ergänzt: damaliger hannov. Gesandter in Wien.

[2]) G. A. v. Münchhausen war — wie auf den vorhergehenden Seiten mitgeteilt — der Gründer u. Kurator der Göttinger Universit. Die Göttinger Univers. verlieh dem Abt Jerusalem 1787 bei ihrem 50jährigen Jubiläum die theologische Doktorwürde.

ihn keines, ohne jener Kränkung auszumachen, und ich ihn zu unterhalten, nicht vermögend war, so konnte ich von diesem gnädigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Er wurde also bald hierauf Assessor bey der Cantzley in Wolfenbüttel, und hier erwarb er sich gleich durch seine Arbeiten dergestalt den Beyfall seines würdigen Chefs ds. h. Geh. Raths v. Praun[1]) daß derselbe ohne sein Wißen einige von seinen Relationen zu seiner Empfelung hieher an S. Durchl. und das Ministerium schickte und überhaupt erwarb er sich hier in Wolfenbüttel eben die allgemeine Achtung und Liebe, die er überall gehabt hatte.

Im vorigen Jahre erhielt er hierauf den Befehl als Legations Secretair nach Wetzlar zu gehen, um sich den R. proces daselbst näher bekannt zu machen, und hier äußerten sich gleich schon einige Gesinnungen, die gegen mich und ihn nicht gar zu freundschaftlich waren. Er ging indessen hin, und erwarb sich auch dagleich die Gewogenheit derer herrn, denen er bekannt zu werden das Glück hatte, nur die von unserm dortigen Gesandten dem h. v. Höfler nicht, der an ihm den Menschen nicht fand wie er ihn haben wolte, und daher auch gleich anfing ihn auf die niedrigste und pöbelhafteste Art zu chicanieren, denen aber mein Sohn mit so viel mehr Mäßigung und Klugheit auswich, aber dadurch seinen h. Gesandten nur so viel mehr gegen sich reitzte. Um nicht bloß den Cantzlisten zu machen so hatte er unter andern mit Genehmigung des Ministerii sich vorgenommen, aus den voluminеusen leeren Acten zu bessern Gebrauch einen Auszug und zugl. ein real repertorium zu machen. Aber kaum hatte er diese Arbeit 3 oder 4 Mon: fortgesetzt, so gefiel es dem h. Gesandten, der ihm überhaupt weiter nichts

[1]) B. Loewe setzt hinzu: Georg Septimus Andreas v. Praun, geb. zu Wien 1701, war seit 1765 wirkl. Geheimrat, Canzlei- u. Consistorialpräsident zu Wolfenbüttel.

communicirte als was der Cantzlist bekam, ihm durch Vorenthaltung des Schlüßels zu dem Acten Schranke den ferneren Gebrauch derselben zu weigern, ungeachtet er den Special Auftrag des h. Geh. R. v. Praun und dessen vorzüglichen Beyfall dazu vorgewiesen. Mein Sohn stellete ihm vor, wie dies eine förmliche Suspension von seinem Amte sey, und wie er sich dadurch gezwungen sähe, auch so lange auf des h. Gesandten Verantwortung nicht auf die Dictatur zu gehen, wobey er indessen doch dafür sorgte, daß die 8 oder 10 Tage die diese Entfernung währete, die Acten vor wie nach richtig hieher kamen. Indessen kam der H. v. Hoefler ihm zuvor, schrieb, ohne die Veranlaßung davon zu melden, daß er sich einen andern Secretair ausbitten müßte; dieser sey gar nicht brauchbar, habe eigenmächtig seine Geschäfte und die Dictatur aufgegeben, und diese Anklage unterstützte er mit andern Beschuldigungen, deren der boshafteste Mensch sich geschämt haben würde, wenn er nicht ebenso unbesonnen als der h. v. Hoefler wäre. Nichtsdestoweniger, und ob dieser Mann hier gleich eben so gut gekannt ist, als in Wetzlar und im gantzen Reiche, und unser Minister ihn mir vorher selbst so oft als die prostitution unsers Hofes beschrieben, so wurde dennoch alles willig angenommen, und ohne meinem Sohn nur die Anklage zu communiciren, oder mir nur ein Wort zu sagen, so bekam er gleich mit der folgenden Post ein sehr bedrohliches Schreiben. Er schickte hierauf seine Verantwortung, berief sich auf die offenbare absurdität der beigefügten Anklagen, legte zu seiner Rechtfertigung ein eigenhändiges höchst gnädiges Schreiben von dem H. Grafen v. Baßenheim an ihn bey, das das vortheilhafteste Zeugniß von seiner Aufführung enthielt, berief sich dabey auf das eigene Geständniß des H. v. Hoeflers daß er diese Beschuldigung erdichtet hätte, und ich erhielt zugleich noch

einen Brief von dem H. Geh. R. v. Zwirlein [1]), der gar nicht vortheilhafter für den jungen Menschen hätte seyn können, und worin der H. v. Zwirlein die niederträchtigste Absicht des H. Gesandten umständlich und offenbar erklärte, aber alles dieses war nicht hinreichend, meinem Sohn auch nur eine Zeile zu seiner reparation vom hiesigen Ministerio zu erwerben. Er continuirte indessen seine Geschäfte, aber der H. v. Hoefler der nun sahe was er wagen durfte continuirte bey seiner pöbelhaften Begegnung ihm vor wie nach, alles vorzuenthalten. Da er aber doch seinen gantzen Endzweck neml. die Entfernung des jungen Menschen nicht erreicht hatte, so machte er im Anfang des Sommers ohne die geringste Veranlaßung die er auch selber nicht anzugeben wußte, einen neuen Versuch von ebenso boshaften und ebenso unverschämten Beschuldigungen wo gantz Wetzlar die offenbare Falschheit von bezeugen konnte, und wovon auch einem gantz frembden die Falschheit und Bosheit in die Augen fallen mußte; aber ohne darüber wiederum seine Verantwortung zu fordern, wurden auch diese gleich willig für vollkommen wahr angenommen, und gleich den nechsten Posttag erfolgte darauf wieder ein noch drohender und kränkender rescript, worin es ihm zugl. zur besonderen Gnade angerechnet wurde, daß die vorigen Beschuldigungen nicht mehr nach Verdienst geahndet wären. Ew. Excellenz werden hierauß schon gnädig ersehen, wie gefärlich und kränckend es für den jungen Menschen seyn würde, wenn er länger in einer solchen Lage bleiben müßte, und wieviel Ursache ich als Vater habe ihn aus solcher heraus zu wünschen, da ich ihm noch besonders das Zeugniß schuldig bin, daß er mir in meinem Leben noch keinen

---

[1]) Frhr. Johann Jacob v. Zwierlein, geb. 1699, gest. 21. Juni 1772 zu Wetzlar, war Hannoverscher Rechtsprokurator beim Reichskammergericht. Nach Erläuterungen Loewes.

unruhigen Augenblick gemacht, sondern alle meine Wünsche noch übertroffen hat. Es geht mir zwar nahe, da er die einzige Stütze und Freude meines Alters seyn könnte, die Hoffnung von seiner Gesellschaft zu verlieren, aber da dies geschehen da ich noch lebe, was würde er nach meinem Tode, gesetzt daß er auch wieder hierher käme, bey solchen Gesinnungen zu erwarten haben? Ich habe mich deswegen auch gleich hierauf in geheim um ein anderweitiges etablissement für ihn beworben, aber da ich ihn selbst nicht unterhalten kann, indem ich mein weniges Vermögen hier gantz zugesetzet habe, so sind meine Bemühungen bisher noch vergebens gewesen. Nach Hannover durfte ich nicht wagen mich wieder zu wenden, da die große Anzahl geschickter junger Männer von dortigen Familien, die noch ohne Besoldung dienen, die damals meinen Wünschen entgegen war, mir jetzt, und da mir mit dem seel. H. Premier Minister und dem H. v. Behr alle Bekanntschaft mit Hannover zugleich abgestorben ist, noch weniger hoffen ließ. Ich schrieb also an meine Gönner und Freunde in Dresden; ich fand auch den besten Willen, aber auch da machte die Menge der noch unbesoldeten Bedienten und der Zustand der Financen, die Erfüllung meines Wunsches unmöglich. Hierauf habe ich mich nach Gotha gewandt.[1]) Hier ist mir zwar noch einige Hofnung gelaßen, aber sie ist sehr gering und weit aussehend. In Berlin aber ist mir fürnemlich die connexion mit dem hiesigen Hofe entgegen. Dies macht mich so dreist, daß ich mich, in dem Vertrauen zu deroselben gnädigen Gesinnung an Ew. Excellenz wende, ob etwan in Wien einige Aussicht für den jungen Menschen seyn mögte. Ich weiß, daß daselbst kein be-

[1]) Die Bewerbung in Gotha wurde durch Gotter, den damaligen Gothaischen Legationssecretär in Wetzlar, vermittelt.

ständiges etablissement für ihn zu hoffen ist, aber vielleicht fände sich durch dero hohe Protection und Empfehlung eine Gelegenheit, daß er auf eine anständige Art sich etwan ein Jahr da aufhalten, sich daselbst bey dem hohen tribunal[1]) oder anderweitig zu affairen indessen noch geschickter machen, aber auch dabey so viel er zu seinem anständigen Unterhalte brauchte, (denn dies bleibt leyder immer die haupt Schwierigkeit) sich verdienen könnte. Ich will Ew. Excellenz zu dem Ende aufrichtig und zuverlässig schreiben wie er ist. Er ist 26 Jahr alt, und hat nie in seinem Leben einen Schritt gethan, der ihm zu dem geringsten Vorwurf hätte gereichen können. Den Succes womit er in der Cantzley zu Wolfenbüttel angefangen hat zu arbeiten, habe ich schon angeführet; zu affairen würde er sich indeßen noch lieber brauchen lassen, und vielleicht auch darin noch besser reussiren, da das Jus Publ. immer noch mehr nach seinem Geschmack gewesen. Seine teutschen Aufsätze darf ich Schön nennen; das frantzösische spricht und schreibt er nach dem Urtheil der besten Kenner ebenfalls vollkommen; das Engl. schreibt er so gut als ein Teutscher es schreiben kann; mit der neuen litterature, den belles lettres und der neuesten Philosophie ist er ebenfalls völlig bekannt; dabey hat er (dies gantze Zeugniß kostet mir unendlich viel Mühe, aber die Noth dringt es mir ab, und ich schreibe es mit Zuversicht, denn ich würde Ew. Excellenz nie hintergehen wollen) er hat geni, ist expedit, anhaltend arbeitsam, aufgeweckt, äußerst mäßig, discret, zuverlässig und fest, unmöglig etwas zu begehen, was nur den Schein von einer Niederträchtigkeit haben könnte, mit Wahrheit tugendhaft, das Zeugniß bin ich ihm besonders schuldig, und behertzt seinen Gesinnungen immer gemäß zu handeln, dabey produciret er sich mit allem Anstand und Gefälligkeit.

---

[1]) Gemeint ist der Reichshofrath — wie V. Loewe hinzusetzt.

So ist er; gantz Braunschweig und Wolfenbüttel bestätigt dies mit der allgemeinen Achtung und Liebe, die er hier gehabt, und noch hat (wofür er auch vielleicht gedemüthigt werden soll,) und ich habe die volle Zuversicht daß er sich auch Ew. Excellenz so beweisen würde.

Wie er nach Wetzlar hingeschickt wurde, erhielt er zwar die Versicherung, daß er bey seiner Zurückkunft als würklicher Hofrath in seinen Platz in der Cantzley wieder treten sollte; aber vor Endigung der visitation würde man ihn gewiß nicht abrufen; wie demüthigend kränckend und gefährlich bliebe in dessen seine Lage, in der Verbindung mit dem niederträgtigsten und boshaftesten Mann, dessen Boßheit immer bereit ist neue Lügen gegen ihn herzuschreiben, der immer mehr sieht daß er sie wagen darf, auch wenn er von ihrer Falschheit überführet wird, niederträchtig genug ist sie weder zurückzunehmen und dennoch immer wenn er neue angiebt den vollen credit behält, da hergegen mein Sohn, wie er auf das gantz unvermuthete und äußerst ungnädige rescript seine Rechtfertigung einschickte, worin er sich auf das Zeugniß von gantz Wetzlar berief, und alle die Verleumbdungen so deutlich machte, daß man sie hier, wenn der junge Mensch auch übrigens noch so frembd gewesen wäre, nothwendig dafür erkennen müssen, auch nicht einmal einer Zeile zu seiner Beruhigung weiter gewürdigt würde; was hätte er also wenn er auch ja wieder hierherkäme, bey solchen Gesinnungen anders als eben die Feindschaft die ihn jetzt in Wetzlar drückt zu erwarten. Ein beständiges etablissement darf und kan ich zwar, wie ich schon gesagt in Wien für ihn nicht hoffen; so wäre es auch ein gantz außerordentlich Glück wenn sich gleich ein employe für ihn fünde, das dem caracter den er jetzt schon hat, gemäß wäre; indeßen wenn auch dies nicht wäre, und die Beschäftigung wäre sonst nur anständig, und seinen Fähig-

keiten und geni gemäß, so wäre es gnug wenn er nur die gewiße Hofnung zu einem soliden etablissement in ein paar Jahren dadurch erhielte. Und vielleicht sind dergleichen Gelegenheiten in Wien nicht so selten als an andern Höfen; vielleicht ist es dort auch nicht so schwer als anderwärts so viele Pension zu erhalten als zu einer mäßigen Subsistens nötig ist.

Halten Ew. Excellenz es mir nur zu Gnaden daß ich so freymütig meine Wünsche und Gedanken Ihnen ausdrücke; daß Vertrauen zu dero edelmütigen Gesinnungen die ich kenne, und mit Zuversicht kenne, macht mich so dreist. Dargegen aber bitte ich dieselben auch unterthänig und inständigst, wenn zur Erfüllung meines Wunsches keine Gelegenheit und Hofnung wäre, daß Ew. Excellenz sich doch auch ja nicht die allergeringste Mühe daraus machen wollen mir dieses in ein paar Zeilen eben so deutlich zu schreiben; mein Vertrauen zu dero gnädigen Gesinnung gegen mich wird deswegen eben so lebhaft bleiben. Das einzige warum ich hierbey noch unterthänig bitten muß ist dies, daß von meiner Absicht die ich hier gegen Ew. Excellenz im Vertrauen eröfnet, durch den H. v. Moll oder auf einige andre Weise hieher nichts transpiriren möge.

Ich habe die Ehre mit den Gesinnungen der treuesten Ehrfurcht und Devotion zu sein

Ew. Excellenz
unterthäniger u. gehorsamster Diener
Jerusalem

Braunschw. d. 31. Aug. 1772.

P. S.

Ich erschrecke daß ich Ew. Excellenz mit einem so weitläufigen Briefe beschwerlich geworden; aber die Fülle des väterlichen Hertzens, die ihn mir dictiret, spricht hoffentlich bei dero edlen Hertzen für meine Vergebung.

* * *

13.

Als Goethe Jerusalem in Wetzlar begegnete, war jener schon ein Tiefunglücklicher, der mit Gott und der Menschheit haderte und der am Ende seiner Willenskraft angelangt war. Er floh in die Einsamkeit, auf abgelegene, weite Wege, wo er sich sicher fühlte vor den spähenden Blicken der Menschen, die, wie er meinte, nur seine Seele ausforschen wollten. Goethe, der ihn auf den Spazierwegen oft traf, schrieb nach Jerusalems Tode darüber an seinen Freund Kestner [1]) „Der arme junge! wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muss sich noch erinnern daß ich drüber lächelte."

Oft trafen sie auch in Garbenheim [2]), dem idyllischen Dörfchen, das 1 Std. von Wetzlar entfernt liegt, zusammen. Goethe pflegte unter den breitästigen Lindenbäumen vor dem Dorfwirtshaus zu sitzen und um ihn scharten sich die Dorfkinder und die Freunde. Der Platz unter den Linden war auch Jerusalems Lieblingsplatz. Hier ließ er sich von der Wirtin den Tee reichen und hing seinen Träumen nach. Es geschah nicht selten, daß Goethe schon da war, wenn Jerusalem anlangte. Jerusalem war dann ungehalten, runzelte die Stirn und wandte sich zum gehen. Er wollte in des andern Gesellschaft nicht sein, denn der war ein glücklicher, ein beneidenswerter Mensch. Scheu schlich er darauf durch die Gassen der Stadt in seine Behausung am Barfüßerbach [3]). Im zweiten Stockwerk des Wincklerschen Hauses [4]), dem

---

[1]) (Briefwechsel zwischen Goethe u. Kestner) „Goethe u. Werther", herausgegeben v. A. Kestner 1854.

[2]) In Goethes „Werther" Wahlheim genannt.

[3]) Heute Schillerplatz.

[4]) Winckler war ein berühmter Buchdrucker. Er druckte u. a. die [Limpurger] Limburger- und die [Wetzflaer] d. i. Wetzlarer Chronik.

alten Barfüßerkloster und der Franziskanerkirche gegenüber, bewohnte er ein geräumiges Zimmer. Er hatte sein Schreibpult dicht an das Fenster stellen lassen. Dieses Plätzchen hat er lieb gehabt. Hier schrieb er seine philosophischen Gedanken nieder. Oft fand ihn sein Diener, wie er vor dem Pulte saß, den Kopf in die Hand gestützt, während ihm die Tränen über die Wangen rannen.

Seit sein bester Freund in Wetzlar, Nieper, als Geh. Kanzleisekretär nach Hannover gegangen war, blieben ihm nur noch v. Schleinitz, sein Jugendfreund, und der mecklenburgische Baron v. Kielmannsegge, deren Gesellschaft er zeitweilig duldete. Es schmerzte ihn tief, daß ihn der „kleine zierliche Nieper" bald vergessen hatte und aus dieser Enttäuschung heraus ließ er sich einmal zu der Äußerung hinreißen, daß jener eine Dreckseele habe! Dieser Ausspruch Jerusalems ist von einigen Literaturhistorikern aufgegriffen worden und hat sie veranlaßt, hieraus wesentliche Schlüsse auf seinen Charakter zu ziehen.

W. Herbst z. B., der Jerusalem u. a. als „störrischen" Charakter hinstellt, sagt darum, er habe seinen Nächsten mehr kritisch als hingebend gegenüber gestanden! An anderer Stelle in der Literatur ist Jerusalems Äußerung über Nieper als ein Beweis für seine „unangenehme" Art angeführt worden. Der letzte Ausspruch, wie auch der von Herbst, bekundet nur eine oberflächliche Beurteilung von Jerusalems Charakter. Kestner, in dessen Tagebuchblättern auch Jerusalems Äußerung über Nieper erwähnt ist, gibt eine ausführliche Erklärung dazu. Er erzählt, daß Jerusalem zu dieser Zeit einige Male in das Brandtsche Haus gekommen sei, wo Nieper, der ein Anbeter von Annchen Brandt war, früher verkehrt hatte. Da Jerusalem oft nach Mitteilungen über seinen Freund befragt worden war und er selbst auf die dringenden Fragen der

Brandtschen Tochter nichts über ihn zu sagen wußte, zürnte er N. ein wenig. „Ja, ich versichere Sie“, sagte Jerusalem zu Annchen B., „die Sünden meiner Freunde schmerzen mich“. Und darauf meinte er zu Baron Kielmannsegge [1]), was man in der Welt noch machen sollte, wo man nicht einmal einen abwesenden Freund conservieren könne.

Der Umgang mit Kielmannsegge war für Jerusalems melancholischen, grüblerischen Sinn wenig günstig, da sich jener ebenfalls in allerlei Fragen über den Tod und über das Jenseits verbohrt hatte. Jerusalem klagte ihm oft sein Leid, wie mutlos und betrübt es ihn mache, daß dem menschlichen Verstande so enge Grenzen gesetzt seien, um die Rätsel des Daseins zu ergründen.

Nach Jerusalems Tode hatte Kielmannsegge Goethe erklärt: „Das ängstliche Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben.“ Diesen Gedanken hat der Dichter im Werther-Roman weiter ausgeführt: „Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! Das ist Alles! Und warum das Zaudern und Zagen? — Weil man nicht weiß, wie es dahinten aussieht? und man nicht wieder kehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung u. Finsterniß zu ahnen, wovon wir nichts Bestimmtes wissen.“

In Goethes Worten haben einige Forscher die eigentliche Ursache von Jerusalems Selbstmord erkennen wollen. Sie führen sie zurück auf die „lüsterne Neugier nach geistigen Entdeckungen und Entschleierungen der jen-

---

[1]) v. Kielmannsegge, den Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ als Graf v. Kielmannsegg erwähnt und von ihm sagt, daß er der Ernsteste von Allen (unter den Rittern der Tafelrunde) sei, war ein Freund des Dichters Bürger. Er hielt sich in Wetzlar auf, um einen Prozeß am Reichskammergericht zu beschleunigen. Ein Chronist nennt ihn einen stoischen Philosophen.

seitigen Welt“ [1]). Noch häufiger ist die Ursache zum Selbstmord in einer „unglücklichen, aussichtslosen Liebe“ gesucht worden. Allerdings ist auch in Jerusalems Leben die Liebe getreten. Die Enttäuschung hat ihn verwundet, sie mag wohl auch mit dazu beigetragen haben, das Trostlose seiner Lage noch mehr hervorzuheben. Jedoch in den Tod hat ihn die Liebe nicht getrieben!

Jerusalem trug sich mit Selbstmordgedanken seit ihm das Unhaltbare in seiner Stellung aufgegangen war, seit sich der unselige Glaube bei ihm herausbildete, sein Ansehen habe durch Hoeflers Gehässigkeiten für alle Zeit Schaden erlitten. Aus den Briefen, die er wenige Wochen vor seinem Tode an den Vater richtete, dringt es wie ein Schrei nach Erlösung von seinem Peiniger, durchsetzt von dem qualvollen Gedanken, daß ihn die erduldeten Demütigungen zur Selbstverachtung und damit in den Tod treiben könnten. Einmal schrieb er auch: so wie ich jetzt bin, beschimpft und ehrlos, komme ich nicht wieder zurück!

Die gleichen Begriffe über Ehrgefühl und Daseinsberechtigung hatte er schon früher in einem seiner philosophischen Aufsätze ausgesprochen. Und zwar war dies der Aufsatz Über die Freiheit. Dort sagt er an einer Stelle ... [s. S. 39 der philosophischen Aufsätze i. Original] [2]) „Er wird sich nicht strafwürdig finden, aber er wird sich verachten müssen.“ In diesen Worten mag wohl auch die Ursache zu seiner letzten Tat zu suchen sein.

Den Aufsatz über die Freiheit fand Kestner wenige Stunden nach Jerusalems Selbstmord als Manuskript, aufgeschlagen auf seinem Schreibpult. Daneben Lessings „Emilia Galotti“.

---

[1]) W. Herbst.

[2]) Die philosophischen Aufsätze Karl Wilh. Jerusalems sind diesem Buch angefügt.

14.

Über Jerusalems letzte Lebenstage schrieb Kestner, durch Goethe dazu veranlaßt, ausführliche Einzelheiten nieder. In Kestners Aufzeichnungen[1]) heißt es: „Er (Jerusalem) las philosophische Schriftsteller mit großem Eyfer und grübelte darüber. Er hat auch verschiedene philosophische Aufsätze gemacht, die Kielmannsegge gelesen u. sehr von andern Meinungen abweichend gefunden hat; unter andern auch einen besondern Aufsatz, worin er den Selbstmord verteidigte ... Ein paar Tage vor dem unglücklichen, da die Rede vom Selbstmorde war, sagte er zu Schleunitz[2]), es müßte aber doch eine dumme Sache seyn, wenn das Erschießen mißriete ... In diesen Tagen hat er mich, da er im Brandtischen Hause war, ins Buffische Haus gehen sehen (oder vielmehr es geglaubt, da es eigentlich ein anderer war) und gesagt, mit einem besondern Ton: wie glücklich ist Kestner! wie ruhig er dahin geht!

[1]) Der schon einmal erwähnte Briefwechsel zwischen Goethe und Kestner, herausgegeb. von A. Kestner, gilt als eins der aufschlußreichsten Bücher zur Werther-Literatur. „Wahrheit ohne Dichtung" heißt sein Begleitwort. Da Goethe schon einige Wochen vor Jerusalems Selbstmord Wetzlar verlassen hatte, erbat er sich von Johann Christian Kestner — Lottes nachmaligen Gatten — ausführliche Mitteilungen über die Katastrophe. Auf diese Weise ist Kestner der unfreiwillige Mitarbeiter der „Leiden des jungen Werthers" geworden. Nach der Veröffentlichung des Werther-Romans hat Kestner seine unfreiwillige Mitarbeiterschaft bitter bereut. Er schrieb seinem Freund v. Hennings am 7. Nov. 1774: „Diese Jerusalemische Geschichte, die ich möglichst genau erforschte, weil sie merkwürdig war, schrieb ich mit allen Umständen auf und schickte sie Goethen nach Frankfurt; der hat denn den Gebrauch im zweyten Theil seines Werthers davon gemacht und nach Gefallen etwas hinzu gethan. Ich habe mir vorgenommen, mich künftig zu hüten, daß ich keinem Autor etwas schreibe, was nicht die ganze Welt lesen darf ..."

[2]) Gemeint ist v. Schleinitz.

Vergangenen Dienstag kommt er zum kranken Kielmannsegge mit einem mißvergnügten Gesichte. Dieser frägt ihn, wie er sich befände? Er: Besser als mir lieb ist. Er hat auch den Tag viel von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie gethan. Dienstag ist er bey Sekr. H... [1]) gewesen. Bis Abends 8 Uhr spielen sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Haus. Im Gehen schlägt Jerusalem oft unmuthsvoll vor die Stirn und sagt wiederholt: Wer doch erst todt, — wer doch erst im Himmel wäre! — Annchen spaßt darüber; er bedingt sich bey ihr im Himmel einen Platz und beim Abschiednehmen sagt er: Nun es bleibt dabei, ich bekomme bey Ihnen im Hiumel einen Platz."

— Elisabeth Herd, die Gattin des kurpfälzischen Legationssekretärs war die einzige Frau in Wetzlar gewesen, die auf Jerusalem einen tieferen Eindruck gemacht hatte. Sie war eine kluge, edle und wunderbar schöne Frau. Sie verstand den ewig rätselnden Geist Jerusalems. Zu ihr flüchtete er sich, da ihn die Widerwärtigkeiten des Lebens abstießen und er sich nicht mehr zurecht zu finden meinte in der Welt. Sie hatte Mitleid mit dem Ärmsten. Den Stürmenden aber, der ihr die Liebe gestand, wies sie zurück.

Kestner hat diese Frau folgendermaßen charakterisiert: ... „sie ist ein sehr hübsches, sanftes gutes Geschöpf; aber nicht das Leben in ihr, was ihr da[2]) bey gelegt wird; sie war auch zu der kleinen Untreue nicht einmal fähig, und auch sie betrug sich viel eingezogener gegen Jerusalem." Noch genauer über Elisabeth Herd hat sich Friedrich Goetz[3]) geäußert. Er hat sogar die Trauung

[1]) Sekretär Herd.

[2]) Bezieht sich auf Goethes „Werther".

[3]) „Geliebte Schatten" v. Friedrich Goetz, Mannheim 1858.

des jungen Paares geschildert. Im Jahre 1770 wurde sie in Frankfurt a. M. vollzogen und zwar in der Kapelle, wo zur damaligen Zeit die deutschen Kaiserkrönungen stattfanden. Elisabeth Herd war die Tochter des berühmten, leider zu früh verstorbenen Hofbildhauers Paul Egell aus Mannheim. Obgleich sie bisher nur in bürgerlichen, einfachen Kreisen verkehrt hatte, fand sie in Wetzlar bald Aufnahme in der adeligen Gesellschaft. Ihre geistigen Vorzüge und ihre Schönheit sicherten ihr einen festen Platz in der vornehmen Welt. Die gemessene, würdevolle Haltung und ihr stets gleichbleibendes Temperament bezauberten jeden. Sie war von nicht großer, doch imponierender Gestalt. „Ihre Züge hatten einen etwas römischen Schnitt, ihr Auge war lichtbraun und der Blick derselben ernst, fast streng zu nennen.“ Mit ihrem Gatten lebte sie in überaus glücklicher Ehe; sie beschenkte ihn mit mehreren Kindern. Jerusalems trauriges Geschick, an dem sie sich mit Recht völlig schuldlos fühlte, hat dennoch lange Zeit auf sie eingewirkt und ihr den Seelenfrieden geraubt. Sie zürnte dem Dichter, weil er sie mit in seinen Roman verwickelt hatte. Nach Erscheinen des „Werther“ hatte sie durch ihre Freundin Annchen Brandt — wie Eugen Wolff berichtet [1]) — bei Lotte anfragen lassen, wie sie (Lotte) über Goethes „Werther“ denke. Das „Zettelgen“, das ihre Frage enthielt, bat Elisabeth wieder zurück. Wahrscheinlich fürchtete sie sich vor etwaigen Mißverständnissen oder müßigem Gerede. — Nicht unerwähnt mag an dieser Stelle bleiben, daß irgend welche Beziehungen zwischen Jerusalem und Lotte Buff — wie Goethe sie dichterisch im „Werther“ ausgestaltet hat, nie bestanden haben. —

In Wetzlar erzählt man sich noch heute aus den Er-

---

[1]) „Blätter aus dem Wertherkreis“, Breslau 1894.

innerungen der Großmütter ein kleines Geschichtchen, das auf die „Herdin" Bezug haben soll, aber in Wirklichkeit mit dem oben geschilderten Charakter der Frau Herd nicht übereinstimmt. Im Herde-Bau habe eine vornehme alte Dame gewohnt, die noch in ihrem hohen Alter durch ihre Schönheit und Gracie die Blicke aller auf sich gelenkt habe. Schon am frühen Morgen habe sie sich im vollen Staat am Fenster bewundern lassen. Das weißgepuderte Haar sei mit duftigen Blumen geschmückt gewesen, während kokette Schönheitspflästerchen Wangen und Kinn zierten. Den jungen Leuten, die an ihren Fenstern vorübergingen, habe sie huldvoll zugelächelt.

Das sei die schöne Herdin gewesen, um derentwillen sich der junge Gesandschaftssekretär Jerusalem erschossen habe! Daß die Geschichte nur eine Legende sein kann, ergibt sich allein schon daraus, daß der Legationssekretär Philipp Herd wenige Jahre nach Jerusalems Ende mit seiner Familie Wetzlar für immer verließ. Die Familie siedelte nach Mannheim über, wo das Ehepaar im hohen Alter starb. Vor allem haben Herds überhaupt nicht in dem sogen. Herde-Bau gewohnt.

Jerusalem verkehrte im Herdschen Hause in Wetzlar. Diese Besuche sah freilich der eifersüchtige Gatte nicht gern. Wenige Tage vor seinem Tode war Jerusalem — wie es bei Kestner heißt, bei Herds zum Kaffee; bei dieser Gelegenheit sagte er zu der Frau: „Liebe Frau Sekretärin, dies ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke." Da sie aber die melancholische Art Jerusalems kannte, legte sie seinen Worten keine Bedeutung bei und lachte ihn aus.

Von einiger Wichtigkeit ist Kestners Bericht über diesen letzten Besuch Jerusalems. Danach war der Ehemann an jenem Nachmittag unerwartet zum Gesandten Hoefler gerufen worden, sodaß Jerusalem mit der Frau allein blieb. Da habe sich Jerusalem vor ihr auf die

Kniee geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung machen — wollen. Sie habe ihm Vorwürfe gemacht und als bald darauf ihr Mann zurückgekommen sei, habe der sofort geargwöhnt, daß etwas außergewöhnliches vorgefallen sein müsse. Er habe bei Jerusalem „eine Stille und bei seiner Frau eine außerordentliche Ernsthaftigkeit beobachtet.“ Nachdem Jerusalem fortgegangen war, versuchte Herd seine Frau auszuforschen, indem er ihr lauernden Blicks den Vorschlag machte, Jerusalem einmal zum Essen einzuladen. Darauf gestand sie ihm, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte und weiter bat sie ihn, daß er Jerusalem das Haus verbieten möge. Am andern Morgen sandte er Jerusalem ein Billet, in dem er den Verkehr mit ihm abbrach. Jerusalem schickte kurz darauf ein Billet an Herd, das ihm aber sein Diener unerbrochen mit der Bestellung zurückbrachte, daß jener die Annahme verweigere, weil er sich in keine weitere Korrespondenz einlassen wolle. Zudem könnten sie sich täglich auf der Dictatur sprechen. Das Billet hatte Jerusalem auf den Tisch geworfen und gemurmelt: „es ist auch gut“.

Nach Frauen Art hatte Elisabeth Herd die Einzelheiten über den Vorfall einer Freundin erzählt und durch jene war die Angelegenheit schnell verbreitet worden, sodaß sich Jerusalem abermals dem schonungslosen Gerede der Menge ausgesetzt sah. Der Beklagenswerte fühlte sich nun von der einzigen Seele verlassen, von der er sich in dieser letzten Zeit verstanden geglaubt hatte. Und damit hatte er wohl auch den letzten Halt verloren. —

Hoefler hatte seinerseits dazu beigetragen, die Geschichte aufgebauscht unter die Leute zu bringen. Er war es auch gewesen, der den eifersüchtigen Gatten gegen Jerusalem aufgestachelt hatte. Nach dem Tode des Unglücklichen hatte Hoefler seine verleumderischen Reden noch

fortgesetzt und als erster das Gerücht ausgesprengt, Jerusalem habe sich aus unglücklicher Liebe zu der Frau des Legationssekretärs Herd erschossen.

Aus den weiteren Mitteilungen Kestners geht hervor, daß Jerusalem noch am Abend vor seinem Tode nach Garbenheim gewandert ist, wo er ein letztes Mal sein Lieblingsplätzchen aufsuchte. Er erkundigte sich bei der Wirtin, ob das Zimmer im ersten Stockwerk des Hauses frei sei. Darauf war er hinauf gegangen, bald aber wieder herunter gekommen. Dann hatte er sich den Tee unter die Linde bringen lassen. Sein unstetes, erregtes Wesen war der Wirtin aufgefallen, sie hatte sich darüber auch gegen ihre Familienmitglieder geäußert. Plötzlich war er aufgesprungen und ohne Gruß davon geeilt.

Wenige Tage vor seinem Tode war Jerusalem von einigen Wetzlarern am Ufer der Lahn gesehen worden. Auch dort war er durch sein sonderbares Gebaren aufgefallen. Er hatte dicht am Ufer gestanden, in vorgeneigter Haltung, als ob er sich jede Minute hätte hinein stürzen wollen. Die Torwärter, denen die einsame Gestalt ebenfalls bekannt war, hatten ihn in dieser Zeit bei einem Unwetter und zur vorgerückten Stunde heimkehren sehen. Er war ohne Hut gewesen, mit zerzaustem Haar und in beschmutzter Kleidung.

Kestners Bericht über Jerusalems letzten Aufenthalt in Garbenheim wird durch einen Brief ergänzt, den Johann Heinrich Bamberger aus Garbenheim gebürtig, an seinen jüngeren Bruder schrieb.

Dieses Schriftstück hat Hans Hofmann[1]) vor mehreren Jahren aufgefunden und damit die Sammlung der Werther-Jerusalem-Dokumente um vieles bereichert.

---

[1]) „Ein neues Dokument zur Urgeschichte des Werther", mitgeteilt von Hans Hofmann i. Euphorion 7 v. 1900, S. 324/25. Auch in Nr. 232 im „Wetzlarer Anzeiger" im Jahre 1900 veröffentlicht.

Im „Werther“ hat Goethe eine „junge Frau“ aus Garbenheim erwähnt — sie hieß darum bis zu ihrem Tode die Frau im Buche — sie war die Mutter des oben genannten Johann Heinrich. Dieser hatte Jerusalem gut gekannt. Noch am letzten Abend in Garbenheim hatte Jerusalem den Jungen ein Stück Wegs mit sich genommen, er hatte ihn beschenkt und ihm Grüße an die Eltern aufgetragen. Den Stuhl, auf dem Jerusalem in Garbenheim unter den Linden gesessen hatte, erbat sich Johann Heinrich [1]) nach dem Tode der Mutter von seinem Bruder Hannes.

Aus dem Briefe Bambergers geht ferner hervor, daß an dem Lager des sterbenden Jerusalems ein Geistlicher geweilt hat, eine Mitteilung, die sich allerdings in Kestners Aufzeichnungen nicht findet. Der Garbenheimer Stuhl ist von W. Herbst[2]) als Goethe-Stuhl angeführt worden. Wahrscheinlich ist, daß auch Goethe auf diesem Stuhl zu sitzen pflegte, wenn er nach Garbenheim kam.

Der Brief lautet:

Braunschweig d. 12 Xer 1838

Villgeliebter Bruder Hannes ich habe von Meinem Sohn gehört das du den Für mich So merckwilchen[3]) Stuhl von gerußamell[3]) hast dießen Stuhl habe ich So Vill mahl unter die Linde getragen wo ihm unsere Selige liebe mutter Mußte immer The mußte machen und er ihn unter der linde getrunken hat auch noch den letzten abend vor Seinem ende noh da getrunken hat und mich den

---

[1]) Hans Hofmann ergänzt, daß Joh. Heinr. B. als Schneider nach Braunschweig ausgewandert sei.

[2]) „Goethe in Wetzlar 1772“. Gotha, Friedr. Andreas Perthes 1881.

[3]) Hans Hofmann erklärt diese Worte in „merkwürdiger“ Stuhl von „Jerusalem“, durch dialektischen Anlaut und Metathesis der Endsilbe.

abend noch alleine mitnahm weil er mich Vor allen andern Vorzog bis an den Tauben Stein[1]) wo er Sich hinsetzte und mich auf den Schos nahm und mich So Vill küßte und mir dan einen laub Stohler[2]) gab und Sagte ich Solte nun zu Haus gehen und die Eltern grüßen als er das Sagte lifen ihm die Tränen über die backen und leider den andern Morgen um 5 uhr kam Schon ein botte das er Sich erSchossen ich und mein lieber Vatter und mutter gingen gleich nach Wetzlar als wir hinkamen lebt er noch weil der Schos ander Saite bei dem uhr durch gegangen der Oberpfahrer Reis Sas bei Seinem bett und bette ehm was Vor ergab mit einer Bewegung mit dem zu Verstohn das er oles Ver-Stand ich und meine Eltern Musten zu ihm an das bett treden wo er uns allen die Hand gab u. So hat er noch 24 Stunde gelebt nun kannst du lieber bruder Selbst dich an meine Stelle denken wie wichtig mir dißer Stuhl ist ich bitte dich lieber bruder die größte liebe die du mir als bruder erzeigst wan du mir disen mir zu Merkwirdlichen Stuhl Schückst meine Seelige Mutter Sagte mir noch als ich 1800 zu haus war und meine Scheine zum Meister werden holte das ich nach ihrem Tod dißen Stuhl Sollte haben Sie ist aber nun todt und hat es Vergeßen euch zu Sagen ich bin Vest über zeugt hätte Sie es auch gesagt das ihr mir ihn geschückt nun bitte ich dich lieber bruder das du mir die einzige bite nicht abschlegst und mir dißen Stuhl Schückst was du dafür Verlangst wil dir gerne als dein Elster bruder bezahlen las mich aber nicht Vergeblich biten und Schicke ihn mir du must die beine heraus machen und die leine[3]) los machen und dan eine kleine Kiste und

[1]) nach H. Hofmann ist dieses die Hälfte des Wegs zwischen Garbenheim und Wetzlar.

[2]) Laubthaler (lt. Berichtigung von H. Hofmann).

[3]) nach H. H. = Lehne.

packe ihn ein und dan Mache das Zeichen. H. b. und einen frachtbrif mit dem Selben zeichen dabei und Schicke ihn nach Gißen in das Gasthaus zum Hirsch da hatt mir auch der Selige Vatter die butter hingeschickt und ich habe es imer erhalten die Atttreße Anden Schneider Meister Bamberger auf dem Bohllweg haus Nomero 1997 ich bin in der Veste erwartung und rechne auf deine Brüderliche liebe meine bite zu erfüllen alle die Kosten die du da Von hast will ich dir als rechtlicher Bruder bezahlen ich bitte noch mohl ihn mir Sobald als möglich zu Schücken eine großere Freundschaft kanst du mir nicht erzeigen als wann du ihn mir Schükst

Ich Verbleibe dein dich liebender Bruder
nebst Villen grüßen von uns
Johann Heinrich Bamberger

* * *

15.

Die nächsten zwei Briefe gelten als die letzten, die Jerusalem an den Vater schrieb (wenigstens sind der Nachwelt keine weiteren erhalten geblieben). Der letzte, der unvollendet ist, läßt ein leises Hoffnungsgefühl durchblicken. Der Legationssekretär Friedrich Wilhelm Gotter, den Jerusalem in Göttingen im Jahre 1768 — wie aus früheren Briefen ersichtlich ist — kennen gelernt hatte, bemühte sich im Sommer 1772 um eine Stellung für Jerusalem in Gotha. Es gelang ihm aber nicht, diesen dort unterzubringen. Die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Gotters hatte Jerusalem anfangs verkannt. Er sagte einmal über ihn: „Unter allen meinen Erwartungen hat mich die, in diesem Menschen einen Freund zu finden, am meisten betrogen. Weil sein Schöpfer in sein Gehirn

einige Reime neben einander gelegt hat, so hält er sich für ein Genie und glaubt sich dadurch zu allen Narrheiten berechtigt.“

* * *

Monsieur
Monsieur L'Abbé Jerusalem
Vice president du Consistoire
de S. A. S. Msgr. le duc regn:
de Bronsvic et Lunebourg

a

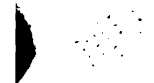
Bronsvic

[2 doppelte Quartblätter]

Wetzlar, d. 27 ten Juni 1772

Die Antwort die Sie von H. v. Hofmann erhalten haben, habe ich erwartet. Von H. v. Löben verspreche ich mir keine andere. Die gegenwärtige Misere in Sachsen und vorzüglich der Geld-Mangel sollen ganz unbeschreiblich seyn —

An geschickten Leuten fehlt es ihnen auch nicht; der hiesige Legations-Sekretair ist ein außerordentl. geschickter Mann. Außerdem ist hier noch kürzlich ein Sohn von dem Burge-Meister Born aus Leipzig angekommen, der schon in Wien und Regensburg gewesen ist, an beyden Orten, so wie auch hier, den Zutrit zu den Archiven gehabt |(: ich kann nicht ein Blat daraus bekommen):| und nun auch Dienste sucht — Ich dächte Sie versuchten nun einmal was etwa in Berlin zu thun seyn möchte. Sie haben ja auch da, wenn ich nicht irre, Freunde im ministerio. Vielleicht könnte uns ja auch selbst H. Sack behülflich seyn. Bey den jetzigen Umständen ginge es dort noch wohl am ersten. Es ist mir jetzt mehr als jemals daran gelegen meinen Abschied je eher je lieber fordern zu können. Vor einigen Tagen ist hier der Ass. Cramer



gestorben. Ditfurth trit wieder an seine Stelle. Sie müssen also nun in der Canzley neue Veränderungen vornehmen. Blum wird dabey vermuthlich Hofrath werden. Sie haben aber wenn Ditfurth abgeht nicht Arbeiter genug; da sie einen Fremden so wohlfeil nicht finden würden so könnte es ihnen leicht einfallen mich halb zur Strafe und halb aus Oekonomie wieder zurück zu berufen und etwa mit 400 Rthlr. und meinen vorigen Charakter an meine vorige Stelle zu setzen — Daß ich auf den Fuß nicht wieder zurückkäme darüber bin ich völlig entschieden, und wenn ich die unsinnigste Partie zu ergreifen gezwungen seyn sollte. Deswegen wünschte ich aber sehr wenn es möglich wäre dem Dinge zuvor kommen zu können — An Pütter habe ich bis jetzt aus guten Ursachen noch nicht schreiben mögen. Er wird natürlicher Weise wegen des ihm geschehenen Antrages, dem Hofe verbindlich zu seyn glauben und sich deswegen meiner, da ich aus einer solchen Ursache andere Dienste suche vielleicht nicht gern annehmen. Ich gewönne also wohl dabey weiter nichts als daß ich mich ihm noch dazu verdächtig machte. Denn wem kann es bey dem Verhältnis worin Sie mit dem Hofe stehn bey dem Fuß auf dem ich bis-jetzt gestanden, auch nur einiger Maaßen Wahrscheinlich vorkommen, daß ich bey der Sache so ganz außer Schuld bin? Wer wird dem H. so viele Boßheit und Haß, und so viel Narrheit in Ansehung der läppischen Ursachen zu diesem Haße; und wenn dieses auch wäre, wer wird gewißen anderen Leuten so viel — zutrauen um meine ganze Geschichte glaublich zu finden? — Das ist aber die reizendste Seite von meinem Schicksaale. Ich verliehre alles was für mich einigen Werth hatte, alle vortheilhafte Aussichten, meinen guten Namen, ihre Ruhe; und schwerlich werde ich jemanden überreden daß ich mir nicht selbst das alles zugezogen habe. Doch

genug davon. Von etwas lustigerem. Am Johannis-Tage begingen Sr. Excellenz der Braunschweig Wolfenbüttelsche H. Gesante, Höchst dero Namens-Fest auf die gewöhnliche feyerliche Weise. Dem Abend vorher brachten die hiesigen Stadt-Musicanten denenselben eine wohlgesetzte Serenade wobey Sr. Excellenz Geld und Wein vor Dero Quartier unter die Musicanten austheilen ließen. Der Zulauf des Volkes war dabey wie gewöhnlich sehr groß. Den folgenden Mittag war bei Höchstdenenselben ein sehr prächtiges diner. Die Tafel bestand nur aus 10 Couverts und die dazu geladenen Personen waren —, 3 Nonnen aus dem Kloster Altenburg[1]) nebst der Frau Priörin Hochwürden Gnaden, in ihrer gewöhnlichen Kloster-Tracht 3 Jesuiten und 2 |: vorzüglich in der Hitze sehr lieblich duftende :| Franciscaner. Bey Ankunft der Hohen Gäste versammelte sich abermals ein großer Haufen Volks vor dem Quartiere Sr. Excellenz, vorzüglich um die Damen aussteigen zu sehn, und man las in aller Blicken die Bewunderung über die leutseligen Gesinnungen des großen Mannes, der aus bloßer Menschen-Liebe sich über alles Äußere welches sein Stand vielleicht zu erfordern scheinen möchte so rühmlich wegzusetzen weiß; Gesinnungen die um so mehr unsere Verehrung verdienen da es weltkundig ist, wie sehr sich Sr. Excellenz in anderen Fällen für die Erhaltung der Ehre ihres Hofes und die Unterstützung der denenselben aufgetragenen Sache so ruhmvoll als glücklich beeyfert haben. — Sie werden glauben ich erzähle ihnen da ein Mährchen. Ich hielt es anfänglich auch dafür, nachher aber habe ich erfahren daß dieß die gewöhnliche Art ist, wie der — seinen Namens-Tag feyert. Und so ein — darf von Subordination sprechen! — Neulich habe ich noch erfahren daß

---

[1]) Kloster Altenberg ist gemeint.

er vor 2 Jahren nach seiner Zurückkunft von Braunschweig sehr mit einem Ringe geprahlet hat, den ihm |: wie er sagt :| der Herzog um ihm seine Zufriedenheit zu beweisen geschenket habe. Ich wolte wetten er habe ihn gekauft. Jetzt spricht er von nichts als von Vice-Canzler werden. Mich soll es gar nicht wundern wenn er es wird — Wie sehr freue ich mich daß sie so vergnügt unter sich sind. Schreiben Sie mir daß nur oft so bin ich es auch —

Noch eines wegen des GR. v. Praun. Freylich ist sein Betragen — ich weiß selbst nicht wie ich es recht nennen soll. Kurz vor der letzten Affaire erhielt ich noch einen sehr freundschaftlichen Brief von ihm, worin er mir zugleich von dem Nutzen schrieb, den mein gegenwärtiger Posten für mich haben würde. Ich ergriff die Gelegenheit und stellte ihm vor daß ich durch die Caprice des H. der mir alles entzöge, von dem ich weder Acten noch Berichte zu sehen bekommen könnte, den gehoften Nutzen fast gänzlich verlöhr, und seit der Zeit habe ich nicht eine Zeile von ihm wieder erhalten — Toll möchte man werden —

Meine gute Regine[1]) wird mir es vergeben daß ich ihr noch nicht meinen Glück-Wunsch zu ihrem Geburts-Tage gemacht habe. Ich habe ihn ihr nur nicht geschrieben gethan habe ich ihn gewiß. —

Leben Sie alle tausendfach wohl und vergnügt

Ihr
gehorsamster Sohn
W. J.

* * *

Der obige Brief beschäftigt sich also wiederum mit Hoefler. In der Literatur gilt dieser Brief als ein klarer Beweis von der spöttisch-kritischen Art Jeru-

[1]) Jerusalems Schwester.

salems: W. Herbst sagt, daß er Bitterkeit und ätzenden Spott widerspiegele! Dieses Urteil ist wohl zu scharf, vielleicht auch nicht ganz gerechtfertigt, denn Jerusalem hat nur in lustiger, harmloser Weise die mehr als komischen Launen seines Vorgesetzten, der in Wetzlar längst der Spott vieler war, illustriert. Der Leser wird zugeben müssen, daß es eine recht sonderbare Art war, wie der Gesandte seinen Namenstag zu feiern pflegte. Es muß eine außergewöhnliche Gesellschaft gewesen sein, die aus Nonnen, Franziskaner-Mönchen und Jesuiten bestand und die sich zu einem weltlichen Mahle eingefunden hatte. Jerusalems Amtsvorgänger v. Goué, dem die Komik der Hoeflerschen Feierlichkeiten gleichfalls aufgegangen war, hat eine ähnliche Szene mit in sein Drama „Masuren" gezogen. Der Gesandte Hoefler spielt darin die Rolle eines Galanten. Er neckt sich mit den Nonnen, streichelt sie, sagt ihnen Artigkeiten und küßt sie sogar. Auch die Legende mit dem Ring, den Hoefler als Zeichen der Anerkennung vom Herzoge geschenkt bekommen haben wollte, hat Goué im „Masuren" erwähnt. Er läßt ihn statt des Ringes mit einer goldenen Schnupftabaksdose von „Sr. Majestät" prahlen.

* * *

Wetzl. d. 12ten 7ber 72

Lieber Papa

Ich will es Ihnen doch wenigstens schreiben, ob ich gleich keinen Gebrauch da von zu machen denke, daß ich jetzt eine Gelegenheit hätte eine Reise nach Gotha zu machen. Der hiesige Legations-Secretair Gotter reißt auf 14 Tage hin und hat mich wegen der Nachbarschaft von Weimar gebeten ihn zu begleiten, mir auch in Gotha selbst sein Haus zum Quartier angeboten. Ich könnte

auch jetzt am ersten um Urlaub dazu anhalten. Denn die protestantische Dictatur hat aufgehört und auf die gemeinschaftl. kommen rückständige Piecen die ich zu jederzeit nachholen kann. Ich denke aber wie gesagt demungeachtet keinen Gebrauch davon zu machen. Vors erste würde mir die Reise nichts helfen. Die Idee die Sie und F. dem H. v. Fr. von mir gemacht ist gewiß vortheilhafter als die, welche ich ihm selbst von mir machen würde vorzügl: jetzt — Vors andere habe ich kein Geld zum Reisen und aufs Borgen kann ich mich da ich so auf dem Sprunge stehe nicht einlassen. Ich habe es Ihnen indeß schreiben wollen, weil Sie vielleicht Bewegungsgründe zu dieser Reise haben könnten die ich jetzt nicht voraussehe auch nicht vermuthe und die diese Hindernisse übersteigen. Solte dieß ja seyn so bitte ich mir nur die schleunigste Nachricht von Ihnen aus, auch zugleich daß Sie dann so gütig seyn wollen und bey dem Minister vorläufig anfragen ob ich um Urlaub anhalten darf, oder wenn es angeht ihn gleich für mich bitten. Daß ich es dem H.[1]) vorher erst gehörig melde versteht sich —

Ich glaube aber Sie werden wie ich die Reise un-
. . . .

[Hier abgebrochen.]

* *
*

Nach allen ergebnislosen Bemühungen um eine neue Stellung, setzte Jerusalem noch schwache Hoffnung auf seine Philosophie. Er wandte sich darum an Abraham Gothelf **Kaestner**[2]), Professor der Mathematik und Naturlehre zu Göttingen, der zu dieser Zeit einen großen Kreis wissensdurstiger Jünglinge um sich versammelte.

---

[1]) gemeint ist Hoefler.

[2]) A. G. Kaestner, geb. zu Leipzig am 27. Sept. 1719, gestorben z. Göttingen am 20. Juni 1800. —

Da Kaestner vornehmlich von den jungen Akademikern als größter Philosoph der Zeit anerkannt wurde, von dem man sagte, daß er in philosophische Ideen versunken, sich und die übrige Welt vergessen könnte, hatte Jerusalem durch ihn auf einige Erfolge seiner philosophischen Abhandlungen gehofft. Er schickte ihm, wie der nächste Brief bestätigt, einige philosophische Aufsätze, doch scheint auch dieses Unternehmen mißlungen zu sein.

* * *

[ein doppeltes Quartblatt]

Wohlgebohrner Herr
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ich wage es mit ehrfurchtsvoller Furchtsamkeit, Ew. Wohlgebohren hiermit einige kleine philosophische Versuche vorzulegen, die ich in den Nebenstunden welche mir meine hiesigen trockenen Geschäfte übrig lassen, entworfen habe. Wenn die herablassende Güte von Ew: Wohlgebohren nicht allein hinreichend ist, diese Freyheit zu entschuldigen, so weiß ich nicht was ich zu ihrer Entschuldigung anführen soll — Doch die Herablassung ist denen am meisten eigen, die am weitesten über andere erhaben sind; denn sie haben die meiste Gelegenheit sich in derselben zu üben; von wem dürfte ich sie mir also mehr als von Ew: Wohlgebohren versprechen? — Sehn Sie diese kleinen Versuche als unreife Früchte an, von einem Boden, auf dem eigentlich nur die dürre Saat der Gesetze und des Staatsrechts gebauet wird. — Wie sehr werden sie die Unfruchtbarkeit des Boden und des Clima verrathen! —

Möchten Ew: Wohlgebohren sie doch gütig aufnehmen! — Möchten Sie doch die Versicherung der vollkommensten Ehrfurcht und Ergebenheit einiger geneigter

Aufmerksamkeit würdigen mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew: Wohlgebohren
ganz gehorsamster Diener
C. W. Jerusalem

Wetzlar d. 15ten Aug.
1772

P. S. Wenn Ew: Wohlgebohren die Gewogenheit haben und mich durch einige gütige Zeilen der Verzeyhung meiner Freyheit versichern wollen, so werde ich sie unter folgender Adresse erhalten:

Aßeßeur de la Chancellerie de justice
et Seretaire de Legation de S. A. S. Msgr: le duc regn: de Bronsvic et Lünebg.

W. J.

* * *

16.

— Am Schillerplatz in Wetzlar steht noch heute das Haus, in dem Jerusalem gewohnt und wo er sich erschossen hat. Freundliche Erker zieren die Front. Über tief ausgetretene Stufen mit altmodischem Treppengeländer gelangt man ins zweite Stockwerk, wo sich das Zimmer befindet, das einst den Unglücklichen beherbergt hat. Es ist ein geräumiges und freundliches Gemach. Gleich rechts an der Wand, nahe am Fenster steht ein altes Schreibpult. An dieser Stelle hatte auch Jerusalems Schreibpult gestanden. Hier ist es gewesen, wo er die Waffe gegen sich gerichtet hat.[1]) Im Hintergrunde des Zimmers,

[1]) An einem der Erkerfenster im Jerusalemzimmer soll sich nach einem Bericht des Wetzlarer Geschichtsvereins [erstes Heft;

in einer Nische war Jerusalems Lagerstätte; hier hauchte er die letzten Seufzer aus.

Durch Jerusalems Bedienten hatte Kestner jede einzelne seiner letzten Handlungen erfahren, die er dann gewissenhaft niederschrieb. Am Nachmittag vor der Katastrophe war dem Diener die außergewöhnliche Unruhe seines Herrn aufgefallen. Stundenlang wanderte er im Zimmer auf und nieder. Dann stellte er sich ein Weilchen ans Fenster und schaute hinauf in die Wolken. An seinen Vorgesetzten schickte er ein Billet und bat ihn um sein Geld. An Kestner, in dessen Hause er nur wenige Male gewesen war, bei dieser Gelegenheit aber die Pistolen an der Wand bemerkt hatte, schrieb er ein Zettelchen und ließ ihn um die Waffen bitten. Es enthielt die Worte: „Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reise um ihre Pistolen gehorsamst ersuchen?

J.

d. 29. Oct. 1772. Mittags 1 Uhr.“

Dieses Billet Jerusalems ist von Goethe kopiert worden, es ist auch als ein Dokument in die Werther-Literatur übergegangen. Goethe hat Kestners Aufzeich-

---

Wetzlar 1906] eine kleine Scheibe befunden haben, in die folgende Worte gekratzt waren:

L'amour et la mort sont deux canailles,
L'une corrompt les cœurs, l'autre les entrailles.

Darunter habe Goethes Name gestanden. Da Goethe, wie er in Wahrheit und Dichtung sagt, Jerusalem nie besucht und auch dieser nie in Goethes Wohnung geweilt hatte, ist über den Ursprung der Scheibe mancherlei behauptet worden. Nach dem Jahre 1860 war die Scheibe nicht mehr im Jerusalemzimmer. Man wußte nicht, wohin sie gekommen war. Erst im Sommer 1907 wurde sie in einem alten Wetzlarer Hause wieder entdeckt. Hierauf kam sie in das Wetzlarer [Goethe-] Museum. Ein Abdruck befindet sich im Jerusalem-Zimmer.

nungen im letzten Teile seines Werther-Romans im wesentlichen unverändert wiedergegeben. Wenn der Dichter dennoch eigene Phantasie hineinbrachte, so ist das nur geschehen, um die Seeleneindrücke Jerusalems zu schildern. Hieran erinnert eine Stelle in „den Leiden des jungen Werthers". 'Alles ist still um mich her, und so ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest. Ich trete an das Fenster und sehe, und sehe noch durch die stürmenden vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen, der Ewige trägt euch an seinem Herzen, und mich . . .'

Kestner hatte sich nach Jerusalems Tode Vorwürfe gemacht, daß er Jerusalem die Waffe geliehen hatte. In seinen Blättern findet sich folgende Stelle darüber: „Da ich nun von alle dem vorher erzählten und von seinen Grundsätzen nichts wußte, indem ich nie besondern Umgang mit ihm gehabt — so hatte ich nicht den mindesten Anstand ihm die Pistolen sogleich zu schicken." [1])

Jerusalem ließ die Pistolen zum Büchsenmacher tragen, wo sie mit Kugeln geladen wurden. Da der Diener aus dem Inhalt des Billets ersehen hatte, daß sein Herr eine Reise unternehmen wollte, ahnte er nichts Schlimmes. Er mußte die kleinen Schulden bei verschiedenen Geschäftsleuten bezahlen und alle Vorbereitungen

[1]) Die Pistolen, mit deren eine sich Jerusalem erschossen hat, befinden sich gegenwärtig im Besitze der Witwe des Historienmalers G. Laves, Hannover. G. Laves war der Urenkel von Johann Christ. Kestner und Lotte Kestner (geb. Buff). Bis zum Jahre 1867 waren die Pistolen im Besitze des ältesten Sohnes des Kestnerschen Ehepaares, des Archivrats K.; nach dessen Tode erhielt sie sein ältester Sohn in Dresden. Im Jahre 1892 gelangten sie in den Besitz des oben genannten G. Laves. Mit den Pistolen zugleich kam auch ein Ölporträt des Abts Jerusalem, ohne Angabe des Malers, in die Familie.

zur Abreise für den andern Morgen treffen. Den italienischen Sprachmeister, der sich gegen Abend einfand, schickte Jerusalem mit dem Bemerken fort, daß er heute lieber allein sein möchte, da er wieder seine Hypochondrie habe. Er sagte ihm auch, daß es das beste sei, wenn man sich aus der Welt schliche. Auf die Einwendung des andern, der meinte, daß diese Anwandlungen durch die Philosophie vertrieben werden könnten, schüttelte er den Kopf und entgegnete ihm, daß es ihm nicht möglich sei.

Nachdem der italienische Sprachmeister gegangen war, verließ auch Jerusalem das Haus. Er ging, wie in früheren Zeilen bereits erwähnt wurde, nach Garbenheim. Als er von dort zurückkam, ließ er sich vom Diener einen Schoppen Wein bringen, dabei schärfte er ihm nochmals ein, des andern Morgens für 6 Uhr alles bereit zu halten.

In derselben Nacht, vom 29. zum 30. Oktober 1772, erschoß er sich.

Der Franziskaner Pater Guardian hatte das Aufblitzen des Schusses vom gegenüberliegenden Fenster aus bemerkt; er hatte ihm aber keine weitere Bedeutung beigelegt. Da Jerusalems Diener in einem Hinterzimmer schlief und auch die übrigen Hausbewohner in einem Flügel nach dem Hofe zu schliefen, war der Schuß von niemand gehört worden.

Als der Diener gegen 5 Uhr morgens das Gemach seines Herrn betrat, um ihn zu wecken, fand er ihn neben dem Schreibpulte im Blute liegen. Er hatte sich einen Schuß über dem rechten Auge beigebracht. Der Diener holte schnell Hilfe, doch war keine Rettung mehr möglich. Der leise Röchelnde wurde auf das Bett getragen. Jerusalems Jugendfreund v. Schleinitz war der erste, der herbeigeeilt war; er hielt den zuckenden Körper weinend in

seinen Armen. Kestner, der die Schreckenstat um 9 Uhr früh erfuhr, eilte entsetzt in Jerusalems Wohnung. Vor dem Hause hatte sich viel Volks angesammelt, besonders Frauen und Mädchen, die den Armen laut beweinten. Kestner schildert seine Eindrücke folgendermaßen: 'Er war auf das Bette gelegt, die Stirne bedeckt, sein Gesicht schon wie eines Toten, er rührte kein Glied mehr, nur die Lunge war noch in Bewegung und röchelte fürchterlich, bald schwach, bald stärker, man erwartete sein Ende...' Zwischen 11 und 12 Uhr mittags hauchte er die müde Seele aus. Auf seinem Schreibpulte fanden sich zwei Briefe. Der eine war an seine Angehörigen in Braunschweig gerichtet und lautete: „Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager[1]), verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder; Gott. Gott segne euch!"

Diese Abschiedszeilen sollen nach Mitteilungen von Eugen Wolff, laut einer Nachschrift Friederike Jerusalems, die am 8. Aug. 1833 dem Archivrat Kestner in Hannover einige Briefe ihres Bruders übergab, nicht an die Familie gelangt sein! Der Abt Jerusalem habe aber, als er den Tod seines Sohnes erfuhr, als Urheber des Unglücks sogleich den Namen Hoeflers ausgerufen. Dies bestätigt im weiteren ein Brief, den der Vater nach dem Tode seines Sohnes an den Grafen J. L. v. Wallmoden-Gimborn richtete. Die Stelle, die darauf Bezug hat, lautet: „Aber eben diese grausamen Kränkungen haben ihn diese Rettung nicht erwarten lassen ..." Abweichend von der Mitteilung Eugen Wolffs ist eine Notiz Koldeweys. Danach habe der Abt erst durch die Veröffentlichung des Werthers den wahren Sachverhalt über

[1]) Da keine der Schwestern Jerusalems vermählt war, wie verschiedene literarische Quellen bestätigen, muß eine Erklärung dieses Wortes dahingestellt bleiben.

den Tod seines Sohnes erfahren! Bis dahin sei er ihm durch seinen einstigen Zögling, den Erbprinzen verborgen geblieben.

Der andere Brief Jerusalems war an den Legationssekretär Herd gerichtet. Darin bat er ihn um Verzeihung, daß er Uneinigkeit in die Ehe gebracht habe. „Anfangs sei seine Neigung gegen seine Frau nur Tugend gewesen... In der Ewigkeit hoffe er ihr aber einen Kuß geben zu dürfen.“ Am Schluß des Briefes haben nach Kestners Angaben die Worte gestanden: ‘Um 1 Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder.‘

Unter Jerusalems Schreibpult fanden sich zerrissene Papiere und Briefe. Auf Tischen und Stühlen lagen Bücher und Schriften verstreut.

Nach einem Brief-Conzept des Abts Jerusalem, das Eugen Wolff veröffentlicht, hatte der Abt den Hofrat Dietrich v. Ditfurth [1]) gebeten, bei der Entsiegelung von seines Sohnes Papieren zugegen zu sein. D. v. Ditfurth hatte bekanntlich den jungen Jerusalem einige Male gegen die Beschuldigungen Hoeflers geschützt. Das geht auch aus den folgenden Zeilen des Vaters hervor.

„Nehmen Sie theuerster Mann indessen die Versicherung von mir an, daß so lange der Name dieses Sohnes, ach! er war mehr, er war mein zärtlichster, mein vertrautester Freund! (ach was für ein sanfter Gedanke sonst) in meiner Seele gegenwärtig sein wird, (und wann würde sich der Augenblick verlieren können) daß auch der Ihrige mit der innigsten Regung der Dankbarkeit unzertrennlich dabei gegenwärtig bleiben wird. Ihre großmütige Protection hat ihn zwar nicht schützen können, aber sie ist ihm sein größter vielleicht sein einziger Trost

[1]) Das Konzept ist ohne Angabe der Adresse. Wolff hat aber auf Ditfurth geschlossen. Eine Annahme, die auch d. Verf. teilt.

gewesen. Er hat Sie und Ihr Haus mir nur allein genannt . . .“

Vom Abt stammt auch der vorstehende Brief. Er ist an den hannoverschen Gesandten in Wien, Grafen Wallmoden-Gimborn gerichtet, an den sich der Abt, wie ein früherer Brief besagt, wegen einer Stellung für seinen Sohn gewandt hatte. Er teilt ihm darin den Tod Karl Wilhelms mit.

* * *

Braunschweig d. 23. Nov.
1772

Hochgebohrner Freyherr
Hochzuverehrender Herr General

Ich nahm mir im September die Freiheit Ew. Excellenz um dero hochgeneigte Fürsorge für meinen Sohn zu bitten, ob derselbe auch nur auf einige Zeit etwan einigen anständigen Aufenthalt in Wien finden mögte, um dadurch nur aus der kränckenden Lage zu kommen worin er in Wetzlar war. Aber eben diese grausamen Kränkungen haben ihn diese Rettung nicht erwarten lassen. Ach er ist leyder nicht mehr; und ich habe alles mit ihm verloren was der glücklichste Vater verlieren kan. Mein Schmertz ist jetzt so unaussprechlich als mein Verlust, und ich weiß Ew. Excellenz haben alles Mitleyd mit mir.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochgebohrner Freyherr
Hochzuverehrender H. General
Ew. Excellenz
gantz gehorsamster Diener
Jerusalem.“

17.

— Nicht ganz wertlos sind einige Nachrichten über Jerusalems Tod aus der Feder des hannoverschen Leutnants v. Breidenbach. Dieser befand sich zu der Zeit in Wetzlar auf Werbekommando. Er zählte ebenfalls zu den Rittern der Tafelrunde. In Goués „Masuren" tritt v. Breidenbach unter dem Namen Windsey auf.

Nach Erscheinen von Goethes „Werther" trieb es ihn eine sogenannte Berichtigung zu schreiben[1]). Aus dieser geht hervor, daß auch Hoefler an das Sterbelager Jerusalems gekommen war. Sein Benehmen hatte Anstoß erregt, weil er von der Feigheit sprach, die der Selbstmörder an den Tag lege. Er führte auch sonstige Reden, die Rücksichtslosigkeit und Gefühlsrohheit bekundeten. Breidenbach fügt noch hinzu, daß er eine „Anekdote" erwähnen könnte, jedoch weil sie eine gewisse Person blosstellen würde, wolle er sie aus „Bescheidenheit und Menschenliebe unterdrücken."

Diese Anekdote hat dafür Goué in seinem illyrischen Trauerspiel in umso deutlicherer Weise wiedergegeben. Mit einem schadenfrohen Gelächter betritt der Gesandte das Sterbezimmer und ruft: „Habe ichs nicht lang gesagt, daß die Sache kein gutes Ende nehmen würde? Da wollen die jungen Leute sich über die alten hinaussetzen. Schau'n wir nun die Folgen."

Empört über dieses Gebaren, versetzt ihm v. Schleinitz, (Goué nennt ihn an dieser Stelle Reinald) eine Ohrfeige:

„Bösewicht! entweihe nicht ferner die Stelle, wo dein Schlachtopfer blutet."

---

[1]) „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers", erschienen bei Christoph Friedr. Nicolai. II. verbess. Auflage; Frankf. u. Leipzig 1775. Verfasser v. B.(reidenbach.)

Da der Gesandte nach Degen und Pistolen schreit, werfen sie ihn vor die Tür. —

Wenn Goué nach seiner Art auch übertrieben hat, so mag der Sache doch etwas Wahres zu Grunde liegen. Hoefler, dem die meisten, die ihn kannten, die Schuld an Jerusalems Selbstmord beigemessen haben, hatte bald neue Unwahrheiten erfunden, um sich von dem Verdachte freizusprechen. An den Herzog v. Braunschweig schrieb er, daß Jerusalem aus unglücklicher Liebe in den Tod gegangen sei. Nach Koldewey hat er sich sogar noch über den Toten beklagt, der ihm nur Aufregungen bereitet habe, die seinem Gesundheitszustand nachteilig gewesen seien. Er hatte im weiteren eine Eingabe an den Hof gesandt, in der er um seine Versetzung bat. Doch wurde ihm dieser Wunsch nicht erfüllt. Wahrscheinlich wollte ihn der Herzog strafen, denn noch zwei volle Jahre mußte Hoefler die anklagenden Blicke der Wetzlarer ertragen. Ob sein verstockter Sinn während dieser Zeit doch noch Reue empfunden hat, weiß kein Chronist zu melden. Auch Koldewey hat seine Betrachtungen über den Gesandten mit folgender Frage geschlossen: „Ob ihm nicht doch Jerusalems blutige Gestalt vor das brechende Auge getreten ist!?“

Warum Goethe die Gestalt Hoeflers nicht mit in seinen Roman gezogen habe? so fragt Koldewey; er glaubt darin einen Grund zu finden, daß Hoefler als „böser Geist“ Jerusalems den Dichter abgeschreckt habe. Vielleicht aber auch sei es aus Rücksicht auf die hohe Stellung des Gesandten geschehen. Die letztere Annahme hat Eugen Wolff ganz recht dahin widerlegt, daß Goethe einen Braunschweigischen Subdelegaten gewiß nicht gescheut hat. Er hatte ja auch den Abt Jerusalem nicht geschont, als er ihm in etwas voreiliger Art die Schuld am Tode des Sohnes beimaß. „Wenn der verfluchte Pfaff .....

nicht schuld ist, so verzeih mirs Gott, dass ich ihm wünsche er möge den Hals brechen wie Eli" .. hatte Goethe einmal an Kestner geschrieben.

Man könnte viel eher zu der Annahme neigen, daß Goethe die Einzelheiten der Hoeflerschen Chicanen nicht gekannt hat. Von Kestner waren ihm allerdings einige Andeutungen und Vermutungen darüber gemacht worden; sie waren ihm wohl nicht überzeugend genug erschienen, um ihn daraufhin als den Peiniger in den Roman zu ziehen, der er in Wirklichkeit gewesen war. Was der Dichter über Hoefler wußte, hat er im „Werther" auch zur Anwendung gebracht. Er schildert den Gesandten als unzufriedenen Menschen, der umständlich wie eine Base sei und sagt endlich noch, daß es ein Leiden sei, mit so einem Manne zu tun zu haben.

Die Tatsache, daß Hoefler der böse Geist Jerusalems — um einen Ausspruch Koldeweys zu gebrauchen — gewesen ist, wurde viel später erst, nach Erscheinen des „Werther" durch Ausleger und Berichtigungen festgestellt. Denn Jerusalem selbst hatte über die mancherlei Quälereien seines Vorgesetzten mit niemand gesprochen. Im Gegenteil, er suchte es nach Möglichkeit geheim zu halten, was u. a. ein Brief an den Vater beweist, worin er ihm das größte Stillschweigen über die Affaire mit Hoefler auferlegt. Nur in den Briefen an den Vater hat Jerusalem alle Einzelheiten seiner bedrängten Lage geschildert. Und diese Brief-Veröffentlichung hat den Literaturforschern viel später erst das Hauptmaterial zu dem Hoeflerschen Charakterbilde geliefert. Nicht zuletzt war es Koldewey, dessen Auszüge aus den Acten des Herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel die aufschlußreichste Quelle dazu boten. —

Breidenbachs Berichtigung enthält ferner ein Charakterbild Jerusalems, worin es heißt, daß nicht Zärt-

lichkeit, sondern Ehrbegierde seine Leidenschaft gewesen sei. Und weiter führt er aus: „An einem Ort, wo jeder Liebe fühlt, oder doch des Tones wegen zu fühlen vorgibt, konnte Werther (Jerusalem) dem Verdachte nicht entgehen, daß die Zärtlichkeit den sonst Einsamen zu diesem Besuche (bei Frau Herd) anfeuere. Ich weiß nicht, ob er wirklich gegen jene Schönheit empfindlich geworden: Das kann ich aber behaupten, daß die Frau H.(erd) durch unbescholtene Tugend eben so schätzbar ist, als durch ihre Reize . . .“

Endlich erklärt auch v. Breidenbach rückhaltslos den Gesandten als Urheber des Unglücks: „Da dieser bekannt genug ist, überlasse ich jedem das freie Urteil in wiefern der Abriß dem Original gleicht!“ Breidenbach will genau wissen, daß sich ein Fräulein in Wetzlar für Jerusalem lebhaft interessiert habe. Es sei aber bekannt gewesen, wie gleichgiltig er sich dagegen verhalten habe. — Überhaupt schien Jerusalem auf das weibliche Geschlecht einen tieferen Eindruck gemacht zu haben. Seine wohlgebaute Gestalt und seine gefälligen Manieren hatten ihn bei den Frauen beliebt gemacht. Dies hatte besonders Kestner bestätigt, als er an Goethe schrieb, daß Jerusalems trauriges Geschick ganz besonders von den Frauen beklagt würde.

In der Nacht, die auf seinen Todestag folgte, wurde Jerusalem in aller Heimlichkeit begraben. Es war eine finstere stürmische Herbstnacht, als sie ihn durch das kleine Seitenpförtchen auf den Friedhof am Wildbacher Tor trugen. In Kestners Tagebuch heißt es darüber . . . „ohne daß er seciret ist, weil man von dem Reichs-Marschall-Amte Eingriffe in die gesandtschaftlichen Rechte fürchtete. Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreuz ward vorausgetragen, kein Geistlicher hat ihn begleitet.“

Der Friedhof war zu dieser Zeit neu angelegt. Die

Wetzlarer sträubten sich, ihre Toten dort zu bestatten. Da starb die Frau des Wetzlarer Henkers. Ihr Grab war das erste, das auf dem neuen Firedhof geschaufelt wurde. Als rechtloses, geächtetes Geschöpf wurde sie abseits vom Wege, an der Friedhofsmauer begraben. Neben der Frau des Henkers bekam Jerusalem sein letztes Ruheplätzchen. Umsonst hatten die Freunde versucht, ihn an anderer Stelle zu begraben, doch er war ein Selbstmörder gewesen und darum begrub man ihn an einem verworfenen Ort. Seine Freunde errichteten auf dem Grabe ein schlichtes Holzkreuz mit der einfachen Widmung:

'Von seinen Freunden.'

Goethe war am 6. Nov. 1772, also wenige Tage nach Jerusalems Tode noch einmal nach Wetzlar gekommen. Er hatte auch das Grab des Unglücklichen aufgesucht. Das Schmachvolle und Bittere, das er empfand, als er an dem Hügel neben der Friedhofsmauer stand, hat er später im „Werther" geäußert, als er davon spricht, daß man es frommen Christen nicht zumuten könnte, neben einem Unglücklichen zu liegen. Da mag dem Dichter noch einmal jene Gestalt — wohlgebaut, gefällig und von mittlerer Größe, im blauen Frack, ledergelber Weste und ebensolchen Beinkleidern — wie er sie oft gesehen hatte, vor das geistige Auge getreten sein.

Vor seiner Abreise von Wetzlar im Sept. 1772 hatte er ein Buch von Jerusalem entliehen. Das wollte er nun, wie er Kestner mitteilte, behalten und des Toten gedenken so lange er lebe. Als Goethe am 10. Nov. abermals von Wetzlar schied, hatte er Kestner gebeten, ihm alles was er über Jerusalem erfahren könnte, schriftlich mitzuteilen. Wie gewissenhaft jener den Wunsch des Dichters erfüllt hatte, ist auf den vorhergehenden Seiten schon angeführt worden.

Zwei Jahre nach Jerusalems Ende erschien Goethes „Werther“.

Am 16. Juni 1774 hatte Goethe an das Kestnersche Ehepaar[1]) geschrieben, daß er ihnen beiden in allernächster Zeit einen Freund schicken werde, der ihm selbst sehr ähnlich sei — „er heißt Werther und ist und war — das mag er euch selbst erklären.“

Kestner erkannte in dem Roman sich selbst und seine Lotte wieder. Es kam darum zwischen ihm und dem Dichter zu manchen Erklärungen und Auseinandersetzungen. Goethe erwiderte ihm einmal darauf, daß sein Werther sein müsse! „Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch und was ihr angeklebt heisst – und trutzt euch und andern —“. Dann wieder bat er: „Und meine Lieben, wenn Euch der Unmuth übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte, euer Goethe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr, als jemals, der Eurige ist. — Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt.“

In einem früheren Brief hatte der Dichter schon die Absicht geäußert, Kestners und Lottes Gestalt in seinen Roman zu bringen. Er machte sie neckisch darauf aufmerksam, daß er sie, „wenn sie sich einfallen ließen, eifersüchtig zu werden, mit den treffendsten Zügen auf die Bühne bringen wolle, daß Juden und Christen über sie lachen sollten.[2])

In verschiedenen Briefen an Freunde und Bekannte hat Kestner versucht, das Wahre und das Erdichtete des

---

[1]) Kestner und Lotte vermählten sich ½ Jahr nach Jerusalems Tode. Als Lotte in späteren Jahren einmal wieder nach Wetzlar kam, sagten die Leute: „Das ist die schöne Amtmannstochter, um derentwillen sich Jerusalem erschossen hat.“

[2]) Entnommen den „Jahresberichten f. neue deutsche Literaturgeschichte“. 4. Bd. 1893.

„Werthers" auseinanderzusetzen. Er wandte sich darum an einen Jugendfreund, der es bekannt machen sollte, daß Goethes Roman vorwiegend Jerusalems Geschichte enthielte. Denn das dürfe nun jeder wissen, da jener tot sei.

— Es ist bereits am Anfang dieses Buches gesagt worden, daß der Werther-Roman eine außerordentliche Wirkung hervorgerufen hatte. Nicht nur weil das allgemein menschliche darin — wie es bei Appell heißt — durchdrang, sondern auch weil er in die rechte Zeit traf. Goethe hat dies in Wahrheit und Dichtung folgendermaßen erklärt: ... „weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte .... weil ein Jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. ..." Weil der Selbstmord oder der Selbstmordgedanke unter dem jungen Volk eine Modekrankheit geworden war.

Ein späterer Chronist hat diese Zeit als Epoche des Drängens und Stürmens feuriger Geister bezeichnet, die unter den Schwächeren ihre Opfer gefordert habe. Und als erstes der vielen Opfer jener Epoche nennt er Jerusalems Namen!

18.

Goethes Roman hatte das Interesse für den unglücklichen Werther-Jerusalem in allen Gegenden Deutschlands erweckt. J. W. Appell[1]) weiß zu erzählen, daß viele Wetzlarer Bürger um Blätter von Jerusalems Grab gebeten wurden. Die Frauen gingen an das einsame Grab und tränkten es mit ihren Zähren. Um Mitternacht pilgerten junge schwärmerische Leute mit Fackeln

[1]) J. W. Appell „Werther und seine Zeit". Leipzig, Wilh. Engelmann 1855 u. 1865.

auf den Friedhof, um den toten Jerusalem zu feiern. Über eine andere Totenfeier berichtet Appell. Im Frühling 1776 sei um die Mitternachtsstunde eine Gesellschaft von Herren und Damen in Trauergewändern und mit brennenden Lichtern an das Grab gezogen. Dort sangen sie folgendes Lied, als dessen Verfasser Regierungsrat v. Reitzenstein galt:

„Ausgelitten hast du — ausgerungen,
Armer Jüngling, deinen Todesstreit;
Ausgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit! ...“

Dieses Lied war damals so bekannt, daß es, wie Schlosser bestätigt hat, selbst im vergessensten Winkel Deutschlands gesungen wurde. Beklagt und beweint wurde in dem Liede freilich mehr Werther als Jerusalem, und der Verfasser wollte darin Lottes Schmerz an Werthers Grab besingen. In einem andern Liede, dessen Verfasser nicht bekannt ist, antwortet Werther auf Lottes Klagen ....

„Weine nicht! ich habe sie gefunden,
Diese Ruhe nach dem langen Streit,
Und geheilet hat der Tod die Wunden,
Und geleitet mich zur Seligkeit..“ [1])

Ein anderes Gedicht, das nicht minder elegisch ist, findet sich ebenfalls in Appells Aufzeichnungen:

„Hier am Grabe füllt mich heil'ger Schauer,
Jetzt noch trauert die Natur um dich —
Rosen pflanzt' ich an der Kirchhofsmauer,
Selbst die Rosen, ach! sie blühen nicht —.“

---

[1]) J. W. Appell hat sich vorwiegend mit der Werther-Literatur beschäftigt. Er führt ausführlich die Werther-Übersetzungen an. Auf persönliche Angaben über Jerusalem hat er jedoch keinen Wert gelegt. Ihm ist nicht einmal das Geburtsjahr genau bekannt gewesen, denn irrtümlich gibt er das Jahr 1745 an!

So entstand ein Werther-Gedicht nach dem andern. Jeder, der den Roman gelesen hatte, glaubte, er müsse sich vor aller Welt darüber äußern. Selbst aus dem Auslande wurden Stimmen laut. Denn der „Werther" war bald nach seinem Erscheinen ins französische, englische, italienische, spanische, schwedische[1]) und holländische übersetzt worden. In den späteren Jahren erschienen auch russische, polnische und magjarische Übersetzungen. Wetzlar wurde für lange Zeit ein Wallfahrtsort schwärmerischer Geister. Und da sich zugleich die Legende verbreitet hatte, daß Jerusalem in Garbenheim unter den Lindenbäumen, wo er so gerne gesessen hatte, begraben worden sei, pilgerten viele auch zu diesem Plätzchen. Dort war von dem gewinnsüchtigen Gastwirt unter den Linden ein Grabhügel hergerichtet worden, den bald begeisterte Werther-Freunde mit einer Urne schmückten. Im Jahre 1813 nahm schließlich ein russischer General beim Durchmarsche die Urne mit nach Petersburg. Bald darauf ließ der Regierungspräsident das vermeintliche Grab beseitigen.

Den Dichter selbst hatten die Werther-Varianten anfänglich belustigt. Als aber „teilnehmende, wohlwollende" Seelen damit begonnen hatten, das Wahre seines Werthers auszuforschen, wurde er ungehalten. Denn dadurch „zerrupften und zerstörten sie die poetische Einheit".[2]) Noch weit mehr waren es die Ausleger und Berichtigungen, die Goethes Laune trübten. Als eine der ersten solcher Widerreden erschien 1774 ein kleines Heftchen, betitelt: Die Freuden des jungen Werthers und „Leiden und Freuden Werthers des Mannes". Der Verfasser war Christoph Friedr. Nicolai; nach

[1]) Über das Wertherfieber in Schweden hat Ewert Wrangel (im 29. Bd. ds. Goethejahrbuchs 1908) in einem längeren Aufsatz Betrachtungen und Untersuchungen angestellt.

[2]) Vergl. Goethe „Aus meinem Leben".

Goethes Urteil: ein braver verdienstreicher, aber geistig beschränkter Mann, der alles niederhielt und beseitigte, was seiner Sinnesart nicht paßte!

Nicolais Absicht war es zweifellos gewesen, das Tragische des Goetheschen „Werther“ durch komisch-heitere Momente zu verdrängen, damit das Publikum nach den Tränen des Leids, auch Tränen der Freude weinen könnte. In seiner Phantasie waren die Pistolen mit Hühnerblut gefüllt, sodaß Werthers Schuß nur ein blinder Schuß war. Und endlich sinkt dem glücklich Geretteten Lotte als Gattin an die Brust! Weil Nicolai meinte, der Werther im Roman würde von allen verkannt, schickte er seinem Schriftchen ein Gespräch zwischen einem alten und einem jungen Manne voraus. Darin heißt es: „Was das für'n Junge war, der Werther. Gut, edel, stark. Und wie sie'n verkannt haben. Da kamen Schmeißfliegen, setzten sich auf'n und beschmitzten alles was er tat. .“

Diese literarische Opposition Friedrich Nicolais, der seiner zweiten Auflage 1775 Breidenbachs Berichtigung angefügt hatte, rief im Publikum einen wahren Sturm von Heiterkeit hervor. Goethe veranlaßte es zu einem Spottgedicht, das er boshaft „Nicolai auf Werthers Grab“ nannte. Seines allzudeutlichen, urwüchsigen Inhaltes wegen, hatte Goethe dieses Gedicht mehr geheim gehalten. J. W. Appell hat es jedoch in seinem literarischen Anhang abgedruckt. Über Nicolais „Freuden des jungen Werthers“ äußerte sich Goethe bald in einem „Stoßgebet“:

Vor Werthers Leiden,
Mehr noch vor seinen Freuden
Bewahr uns, lieber Herre Gott!

Nicolai, der auf einen Triumph gehofft hatte, mußte zu seiner eigenen Beschämung gestehen, daß „Die Freuden des jungen Werthers“ für ihn eine jämmerliche Enttäu-

schung bedeuteten. Unter den Verfassern von Werther-Schriften war er wohl der letzte, der vom Publikum ernst genommen worden war, weil er es gewagt hatte, den dichterischen Kernpunkt des Romans anzugreifen und umzustoßen. Er hatte das getan, was Goethe einmal das Vernichten und Verzetteln der wahrhaften Bestandteile des „Werthers" genannt hatte.

Anders war es v. Goué ergangen, der im selben Jahre „Masuren" veröffentlichte. Auch sein Werk war aus dem „Werther" entstanden, mehr noch, es baute sich auf dem Werther-Motiv lediglich auf und war in gewissem Sinne eine „internationale" Nachahmung des Goetheschen Romans zu nennen. Und doch wieder enthielt dieses Werk nichts, das den eigentlichen Kernpunkt im Werther angreifen oder auch nur nachahmen wollte. Es war am Ende eine Ergänzung zur Werther-Gestalt der Goetheschen Dichtung. Darum wurde Goués Buch von der Menge nicht abgelehnt. Einige Literarhistoriker haben es sogar als ein wichtiges Dokument zur Werther-Literatur bezeichnet! Wohl darum, weil es das einzige Buch ist, das von allen jenen Gestalten, die sich Jerusalem während seines Aufenthaltes in Wetzlar genähert haben, ein typisches Bild entrollt. Weil es außerdem Jerusalems Gestalt selbst belebt und die Grenzen der Wirklichkeit nicht bis zur Unmöglichkeit oder Lächerlichkeit überschreitet.

Goué hatte es allerdings für nötig befunden, bei der Veröffentlichung seines Dramas [1]) einige Vorsicht zu gebrauchen, um nicht in den Verdacht eines Nachschreibers zu kommen. Unter dem Decknamen eines gewissen Friedrich Bertram aus Siebenbürgen, gibt er an, daß er das illyrische Original in Böhmen gefunden habe und da es

---

[1]) „Masuren" oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurt u. Leipzig 1775.

eine Ähnlichkeit mit den „Leiden des jungen Werthers“ habe, die gerade erschienen waren, habe er es ins Deutsche „übersetzt“. In der Vorerinnerung erklärt der Übersetzer ausdrücklich, daß der Stoff des Dramas einem Vorfall in Warschau entnommen sei!

Der Leser wird aber sehr bald erkennen, daß der Gasthof zum „Prinzen Casimir“ in Warschau, ebenso gut der Gasthof zum „Kronprinzen“ in Wetzlar sein könnte. Die Personen des Dramas haben eine große Ähnlichkeit mit den Rittern der Tafelrunde; daß sie mitunter etwas karikiert erscheinen, beruht auf einer Bosheit des Verfassers. Am meisten ist darin wohl dem Gesandten Hoefler mitgespielt. Nicht blos, daß er ein Türke sein soll, der sich mit Nonne und Prior anfreundet, werden ihm noch sonst allerhand Handlungen und Eigenschaften zugelegt, die eines Gesandten unwürdig sind.

Eine Erklärung der Personen des Dramas wurde mir dadurch ermöglicht, daß ich durch die Freundlichkeit des Vorstandes vom Lotte-Zimmer in Wetzlar, eine Original-Ausgabe des „Masuren“ benutzen durfte, die ein handschriftliches Personenverzeichnis aufwies. Dieses Personenverzeichnis muß aus mehr als einem Grunde von einem Zeitgenossen stammen, der die Verhältnisse der Wetzlarer Kreise, besonders die der Tafelrunde ganz genau gekannt hat. Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß der Betreffende einer der Ritter, oder einer jener Personen des Dramas gewesen ist.

Das Personenverzeichnis, bei dem in diesen Zeilen die unbekannten, oder wenig wichtigen Gestalten, die zu Jerusalems Kreis gehört haben, fortgelassen sind, ist folgendes:

„Äbtißin, Nonnen . . = (Nonnen) zu Altenburg
Fayel . . . . = Leg. Secr. Gotter
Franzisca . . . . . = Geh. Secret. Hertin (Frau Herd)

Götz . . . . = Lic. Göthe
Coucy . . . . = Goué
Masuren . . . . . . = Leg. Secr. Jerusalem
Gr. Rhetel . . . . . = v. Kielmannsegg
Reinald . . . . . . = H. v. Schleinitz
Windsey . . . . . . = Lieutn. v. Breidenbach
Der krimmische Gesandte = Gesandter v. Hoefler."

Der Handlung, mehr noch den Gesprächen ist es deutlich aufgedrückt, welches Ziel der Verfasser im Auge gehabt hat. Vornehmlich die wichtigsten Momente, die auf Jerusalems Charakteranlage und auf seine letzte Tat Bezug haben, hervorzuheben. Mit Sorgfalt und viel Geschick sind die Fragen und Antworten angeordnet.

So antwortet Masuren, (Jerusalem) als er gefragt wird, wie es ihm in Wetzlar gefalle, mit folgenden Worten: „Die Menschen an allen Orten sind ziemlich gleich, Thorheit, Rangsucht, das glänzende Elend und Langeweile herrschen in allen Zirkeln vor..."

Goué wollte fraglos in dieser Antwort auf den bekannten Vorfall im Bassenheimschen Hause anspielen. Während der Schlußsatz: „Nur der scheint mir glücklich, der fern von Wünschen und Sorgen sein väterliches Gut in Frieden bauet.." die philosophische Veranlagung Jerusalems beleuchten soll. Ebenso findet das weitere Gespräch seine triftige Begründung: „was halten Sie von Emilia Galotti?" Darauf Masuren eiligst entgegnet: „Sie kommt nicht von meinem Schreibtisch."

Auch im folgenden hat es Goué verstanden, sich in die Wesensart des Unglücklichen zu versetzen. Unter Seufzern läßt er ihn sagen: „Was tut der Selbstmörder anders, als der Reisende, der aus einem schlechten Gasthofe seine Reise beschleunigt, in der Erwartung einen bessern zu finden." Und weiter 'nachts im regnichten

Wetter, am steilen Felsen', wie Kestner gelegentlich berichtet hat, philosophiert Masuren: „Da steh' ich! — Ueber mir Natur, unter mir Natur — — Ich fühl' es, daß mein Dasein nicht mit diesem Staube, den ich der Erde zurück zu liefern bestimmt wurde, aufhöret. Am Grabe wirds heller — — Nicht furchtbar scheine mir der Gang. Unter den Linden ist Ruhe".[1])

Dahingegen ist die laute Liebesschwärmerei vom Verfasser frei angeordnet.

„Nur sie lieb ich, so innig, so voll! aber sie ist eines andern; eines braven lieben Kerls — — — Franziskchen (Elisabeth Herd) meiden! — Ist meine Liebe zu ihr nicht die reinste, heiligste Flamme!"

Auch die Quälereien des ewig murrenden Hoeflers sind treffend „dramatisiert". Der Gesandte beklagt sich über seinen Sekretär in folgender Weise:

„Nur das ist mein Verdruß, daß mir ein Christ (Hoefler war Katholik) zu den Geschäften beygegeben. Der junge Laff dünkt sich sehr weise und im Grunde weiß er nichts. Er ist nicht einmal unserer Sprache recht mächtig."

Und dann zum Schluß, wie der Gesandte sich am Sterbelager aufführt, jene Scene, die auf früheren Seiten bereits erwähnt worden ist. Daß Goué Goethe am Sterbelager erscheinen läßt, was in Wirklichkeit nicht der Fall war, ist wohl nur geschehen, um dem Dichter die salbungsvollen Worte in den Mund zu legen:

„Da liegt nun der beste Jung! ein Opfer der Leidenschaften und der Verfolgungen, der Bosheit — und stürbe verkannt, wenn man nicht für ihn sorgte; er, den

---

[1]) Goué hat sich hier an Goethes Dichtung gelehnt. Dort heißt es: „Auf dem Friedhofe sind zwei Lindenbäume . . Dort wünsche ich zu ruhen."

die ganze Dienerschaft manches teutschen Fürsten nicht ersetzt."

Vielleicht hat Goué in diesen Worten auf die dichterische Ausführung des „Werther" anspielen wollen?

Goués Freunde wollten wissen, daß er noch eine Berichtigung geschrieben habe. Diese soll im gleichen Jahre, nur um wenige Wochen später als sein Drama, erschienen sein und ohne Angabe des Druckorts. In der Literatur ist sie nicht bekannt geworden. Von den Zeitgenossen ist Breidenbachs Berichtigung vielfach mit der Goués verwechselt worden.

Bretschneider, der ebenfalls den Werther angedichtet hat, erwähnt in einem Brief an Friedrich Nicolai, unterm 10. März 1775 eine Berichtigung. Er sagt von dem Verfasser, daß er ein ehrlicher Biedermann in Wetzlar sei, der genau wissen wolle: wer mit dem Werther gemeint sei. Überhaupt kenne er den wahren Sachverhalt der Handlung in Goethes Roman, da er alles ausführlich von der „noch lebenden" Lotte erfahren habe. Schließlich protestiere er mit aller Entschiedenheit dagegen, daß der Amtmann [1]) bei der Bestattung der Leiche Werthers zugegen gewesen sei! Bretschneider fügt hinzu, daß er den Druckbogen nicht zu Gesicht bekommen hätte, weil der Verfasser alles wieder zurückgekauft habe, nachdem er seinen Irrtum eingesehen hätte.

Die Tatsache, daß v. Bretschneider den Verfasser einen „ehrlichen Biedermann" nennt, läßt darauf schließen, daß auch er jene Berichtigung für das Werk Goués gehalten hatte, da Goués Handlungen nicht immer ehrlich und passend waren. Jedoch hatte sich v. Bretschneider in einem Irrtum befunden, weil der wirkliche Verfasser der erwähnten Berichtigung nicht Goué, sondern Leutnant v. Breidenbach war.

[1]) Lottes Vater, Amtmann Buff.

Die erste Ausgabe seiner Schrift war Ende 1774 ohne Angabe des Verfassers erschienen, von ihm selbst aber außer einigen wenigen Exemplaren zurückgekauft worden. Im nächsten Jahre (1775) veranlaßte Friedrich Nicolai v. Breidenbach zu einer Umarbeitung seiner Berichtigung, da er in dieser Schrift eine treffende Ergänzung seiner Broschüre sah. So wurde die „zweite verbesserte“ Ausgabe Breidenbachs — ohne Angabe des Verfassers — den „Freuden des jungen Werthers“ als Anhang angefügt. Erst durch Nicolai ist die Berichtigung bekannt geworden.

Kestner hatte von der Erstausgabe der Berichtigung gehört, wie er überhaupt aus bekannten Gründen jedes neuerschienene Buch dieser Zeit mit bangem Vorgefühl betrachtete. In einem Briefe v. 7. Nov. 1774 äußert er sich über die Berichtigung Breidenbachs gegen seinen Freund v. Hennings. Er beklagt sich darüber, daß ein Heft erschienen sei, dessen Inhalt alles auseinandersetze, was die Werther-Geschichte betreffe. Ob es denn durchaus nötig wäre, daß dem Publikum alles „haarklein“ erzählt werden müsse!? Er kenne den Verfasser nicht, aber jener müsse genaue Nachrichten erhalten haben. —

Die Ausleger und Berichtigungen wurden von den Werther-Schwärmern förmlich verschlungen, denn sie hofften, jede neue Nachricht über den Helden offenbare ihnen zugleich ein neues Geheimnis. Darüber verdunkelte sich allmählich Jerusalems Bild und statt seiner wurde Werthers Gestalt immer deutlicher aus der Phantasie ins helle Tageslicht gezogen. Es entstanden Bilder und Zeichnungen Werthers „des Helden“, des „feurigen Liebhabers“ und des „Unglücklichen“. Erfindungsreiche Gemüter dichteten ihm neue Leiden und neue Freuden an und gefielen sich selbst in dem neugebornen Werther.

Das nachstehende Gedicht, von Eugen Wolff in

den „Blättern aus dem Wertherkreis“ zum ersten Male veröffentlicht, liefert wohl den besten Beweis von der Phantasiebegabung der Werther-Verehrer.

An Werthern.[1] [April 1777]

Früh verschwanden Dir des Lebens Freuden;
Schnell umwölkten bange Seelenleiden
Dein zu feurig, zärtlich Herz.

Tobend riß der Leidenschaften Feuer
Dich hinab, hüllt dich in Nacht und Schleier,
Wandelt jede Freud' in Schmerz.

Lottens Blick durchbohrte deine Seele —
Leiden trankst du aus der Marterquelle,
Die kein Liebender empfand.

Angstvoll strömten Lottens heiße Zähren;
Ringend an den Füßen der Altären,
Gab sie zitternd ihre Hand:

Wünscht' sich noch am Ziele ihres Lebens,
Fleht' den Tod — fleht' Rettung — ach vergebens! —
Blickt verwirrt auf dich herab;

Bleiche Ohnmacht lag in deinen Zügen —
Werther! konntst die Flamme nicht besiegen!
Sankst zum Abgrund tief hinab!

Marter folgt auf jeden deiner Tage,
Keine Ruh' versüßte deine Klage;
Dich umrang die Flammenglut; —

Sahst verwelkt des Lebens schönste Blüthen,
Schlangengift in deinen Adern wüthen —
Drangst dich durch die Marterflut!

Gram und starren Schmerz in deinen Blicken,
Eiltest du, die Rose abzupflücken,
Die der Kummer schon verbleicht; —

---

[1]) Eugen Wolff hat das Gedicht in dem Cramerschen Nachlaß auf der Univers.-Bibliothek in Kiel gefunden. Über die Dichterin sei viel gestritten worden.

Nahmst, die kühne, rasche That zu enden,
Selbst den Stahl, der dir von Lottens Händen,
Voll von Ahndung, hingereicht.

Werther! Werther! sankst im Blute nieder;
Aber deine Seel' erhob sich wieder
Und empfing des Jammers Lohn — . . . . ."

Noch drei solcher Verse durchsetzt von „Jammer", „Qual", „Klagen", Kummer und Tod reihen sich diesen an.

Zu manchen dieser neuen Schöpfungen hatte Goethe zeitweilig seine Dichterstimme vernehmen lassen; bald beklagte er sich selbst, bald seinen Helden. In einer solchen Stimmung ist später noch das Klagelied an Werther entstanden und der Jubiläumsausgabe des Werthers im Jahre 1824 beigefügt worden.

„Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegnest mir auf neu beblümten Matten,
Und meinen Anblick scheust du nicht.
Es ist, als ob du lebtest in der Frühe,
Wo uns der Tau auf einem Feld erquickt
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Giengst du voran — und hast nicht viel verloren. . ."

Gewiß ist es zu verstehen, daß Goethe jedes neuerschienene Werk in der Wertherzeit mit einem unverkennbaren Mißtrauen und auch Vorurteil ansah. Denn in jedem erkannte er einen Abklatsch seines Romans wieder. Als im Sommer 1779 Friedrich Heinrich Jacobis [1]) „Woldemar" erschien, vermutete Goethe sogleich wieder einen Nachahmer seines „Werther" und er rächte sich dafür in einer Weise, die er später gern ungeschehen gemacht hätte.

[1]) Auf früheren Seiten bereits genannt. Seine Dichtungen hat Jerusalem einmal als „leichte Sächelchen" bezeichnet.

Es muß an dieser Stelle bemerkt werden, daß die obige Mitteilung auf ein vor kurzer Zeit erschienenes Zeitungsfeuilleton, betitelt: „Ein Goethe-Fund [1]) — erfolgen konnte. Dieses Feuilleton bringt ausführlich das kleine Geschichtchen, das Goethes Rache [1]) gegen Jacobis „Woldemar" illustriert. Goethe hatte das Heft im Park zu Ettersburg vor der weimarischen Hofgesellschaft an einen Eichstamm genagelt; vorher hatte er es gehörig parodiert und sein Mütchen daran gekühlt.

Auf solche Art hatte sich Goethe wahrscheinlich ein ganz klein wenig für alle jene Parodien und Travestien entschädigen wollen, die einige Jahre vorher sein armer Werther hatte erdulden müssen. Denn auf Jahrmärkten, in Schaubuden und im Cirkus wurde „Werther" „gespielt". Es entstanden, wie Appell berichtet, die fürchterlichsten Harlekinaden und Theaterstücke über Werther und sein Leben. Zur Drehorgel sang das Volk die grausigen Taten des Sekretärs, und alte Weiber zogen mit abschreckenden Bildern auf hohen Stangen durch die Gassen und ließen Werthers „Mordtat" begaffen.

Ein Chronist erzählt, der Werther-Trubel sei so groß gewesen, daß der zartbesaitete Mensch nur mit geschlossenen Augen und verstopften Ohren durch die Straßen zu gehen vermochte.

In Appells Aufzeichnungen finden sich einzelne dieser Werther-Greuellieder, wie sie um 1775/76 mit viel „Gefühl" zum Vortrag kamen. Zum Beisp.:

„merkwürdig für die Menschenkinder —
halb Heiliger, halb armer Sünder."

[1]) Während der Arbeit fiel d. Verf. eine Nummer des „Berliner Tageblatts" (Nr. 145) vom 19. März 1908 in die Hände. Darin veröffentlicht Monty Jacobs ein bisher nur zum Teil bekanntes Werkchen v. Goethe, das Dr. K. Schüddekopf, Assistent am Weimarer Archiv entdeckt hatte. Es behandelt die oben kurz erwähnte „Rache" des Dichters.

Oder: „Leben u. geringe Taten von Werther, dem Sekretär, einem gutmütig-grausamen Liebhaber, der sich ohne Ursache viel Ruhm erwarb, doch endlich durch einen Pistolenschuß starb. — —"

Besonders „verdient" hatte sich v. Bretschneider gemacht durch eine Werther-Travestie. Der Verfasser gelangte darum förmlich zur Popularität, denn er hatte in seiner „Dichtung" alle Töne angeschlagen, die im Volke ihren Widerhall fanden. Daß Bretschneiders „Entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther" unter seinen Freunden und Bekannten einiges Aufsehen erregt hatte, bestätigen verschiedene Tagebuchblätter einiger Zeitgenossen. Im Jahre 1774, unmittelbar nach Erscheinen von Goethes Roman, hatte Bretschneider den Werther travestiert. Doch veröffentlichte er seine Geschichte erst 2 Jahre später; nicht zuletzt hatten die mannigfaltigen Wertherschriften den lustigen „Weltreisenden" dazu veranlaßt. Er schrieb am 18. Januar 1776 darüber folgendes:[1]) „Ich habe mich verführen lassen, die Leiden des Werthers, schlecht genug, zu travestiren. Der Preuß. Legations-Secretair Ganz zu Wetzlar[2]), schickte mir zum Spaß einen Bänkelsänger hierher nach Usingen, der mich um eine Mordgeschichte bitten mußte; ich setzte ihm das Ding auf, das er ganz gewiß in künftiger Messe zu Frankfurt öffentlich absingen wird. Denn der Mann weiß nichts von Goethe und Werther. Sobald es gedruckt ist, will ich Ihnen einige Exemplare schicken. Jetzt begnüge ich mich damit, Anfang und Ende herzusetzen."

---

[1]) „Reise des Herrn v. Bretschneider nach London u. Paris, nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Friedr. Nicolai." Herausgegeb. v. L. F. G. v. Göckingk 1817 [S. 44—46].

[2]) Derselbe, durch den das „Ritterwesen" in Wetzlar eingeführt worden war. Ganz hieß „Ritter Wunibald".

Eine entsetzliche
Mordgeschichte
von dem
jungen Werther
weil sich derselbe
den 21. December
durch einen Pistolenschuß
eigenmächtig ums Leben gebracht.
Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht,
auch den Alten fast nützlich zu lesen.
Im Ton:
Hört zu ihr lieben Christen etc. etc.
[Ornament]
Das Stück kostet 4 Kreutzer — ist ja nur ein geringes Geld.

Mit dieser verheißungsvollen Aufschrift hatte Bretschneider sein Heftchen versehen. Die folgenden Verse bilden den Anfang und das Ende — wie der Verfasser selbst sagt — von 32 Versen in schauriger Reimerei.

„Hört zu, ihr Junggesellen!
Und ihr, Jungfräulein zart!
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

Die Liebe, traute Kinder!
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen, wie den Sünder,
Um Leben, Gut und Geld.

Das seht ihr an dem Mörder,
Der selbst sich hat entleibt;
Er hieß der junge Werther,
Wie Doctor Göthe schreibt.

So witzig, so verständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig,
War noch kein Secretair.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durchs Herz geschwind,
Sein Mädchen, die hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind.

Gleich einer treuen Mutter
Stand sie Geschwistern vor
Und schmierte Brod mit Butter
Dem Fritz und Theodor;

Dem Lieschen und dem Käthchen. —
So traf sie Werther an,
Und liebte gleich das Mädchen,
Als wärs ihm angethan.

Der Schluß lautet:

Es lag, und das wars Beste,
Auf seinem Tisch ein Buch.
Gelb war des Todten Weste,
Und blau sein Rock von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh bis jenen Tag,
Begleitet' ihn kein Kragen
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch! Nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht."

Hinzugefügt hatte v. Bretschneider, daß der betreffende Bänkelsänger aus Niederweisel im Darmstädtischen stamme und Martin König heiße. Der Spaß, den er sich mit jenem gemacht habe, gefiele ihm besonders wegen des Absingens.

Von diesen Spottliedern hörte natürlich auch Kestner und sie trugen von neuem dazu bei, ihn gegen Goethe einzunehmen. Der Dichter hatte ihm des öfteren geschrieben, daß er seinen Werther umarbeiten wolle, damit das Publikum fernerhin keinen Anlaß zu Mißdeutungen über die Albert-

und Lotte-Gestalt haben könne. Jedoch war es nur bei kleinen geringfügigen Abänderungen in den folgenden Werther-Ausgaben geblieben, die Kestner anscheinend unbefriedigt ließen.

19.

Aber nicht allein gegen Kestner hatte Goethe seinen Roman ernstlich zu verteidigen gehabt, denn es war noch eine andere Stimme anklagend gegen ihn laut geworden. Und das war Gotthold Ephraim Lessing. Er hatte in dem „Werther“ nur die Gestalt Jerusalems gesehen und zwar als Feigling und Schwächling. Ein Feigling, weil ihm der Liebesgram die tödliche Waffe in die Hand gepreßt hatte. Ein Schwächling, da er sich davon geschlichen, als er den Lebensdrangsalen nicht festeren Willen entgegensetzen konnte. Gerade das Letztere im Werther-Charakter mußte Lessing, „der auf seinem Felde um diese Zeit nichts anderes als blutigstechende Dornen“ sah, besonders verächtlich erscheinen. Er selbst hatte Jerusalem nur als einen „wahren nachdenkenden, kalten Philosophen“ gekannt. Während ihm der Dichter — dies glaubte wenigstens Lessing — alle echt männlichen Eigenschaften als „Werther“ abgesprochen hatte. Er betrachtete darum den Roman als eine Beschimpfung des Toten! Und es kam bald zwischen ihm und Goethe zu heftigen Auseinandersetzungen.

An Eschenburg, der bekanntlich ein Freund Jerusalems gewesen war, schrieb Lessing gelegentlich sein Urteil über „Die Leiden des jungen Werthers“. Er kritisierte vor allem den Schluß. Dieser hätte nach seiner Meinung anders behandelt werden müssen. Zum Beispiel wäre es nötig gewesen, genau auseinanderzusetzen, durch welche Umstände Werther zu seinem abenteuerlichen Charakter gelangt sei. Zugleich hätte in den Worten eine Warnung für alle die enthalten sein müssen, die ähnlich wie Werther

geartet seien. So läge die Gefahr vor, daß der schwärmerische Leser geneigt sein könnte, die erhabene Tragik, die das Mitleid der Nebenmenschen herausfordere, für gut und nachahmenswert zu erachten. Lessing hatte damit geschlossen, daß Jerusalems Geist andere Bahnen berührt habe, denn wenn er so gewesen wäre, wie der Werthers, er hätte ihn verachten müssen!

An Goethe aber schrieb er in deutlicher Weise, daß Werther kein Mann, sondern ein Weichling sei, der sein weibisches Herz noch mehr verzärtelt habe. Der Dichter, den dieser Schlußsatz eher belustigt, als geärgert hatte, rächte sich dafür auf seine Art. Er verfaßte ein Verschen, um seinen Widersacher öffentlich zu Worte kommen zu lassen und fügte es der zweiten Werther-Ausgabe 1775 hinzu:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann! und folge mir nicht nach.“

Lessing, der sich trotz allem von dem Glauben: „Werther“ habe das Andenken seines toten Freundes in den Staub gezogen, nicht freimachen konnte, trug sich mit der Absicht, eine Gegenschrift zu schreiben. Diese wollte er „Werther der Bessere“ nennen; er beabsichtigte auch Jerusalems Briefe zu veröffentlichen, damit die Welt in dem Toten nicht mehr jenen Armen beklage, der an der Liebessentimentalität zu Grunde ging. Die Gründe, die Lessing an der Ausführung seiner Pläne hinderten, sind nicht bekannt geworden. Um aber das Gedächtnis Jerusalems hochzuhalten und zugleich den Abt Jerusalem zu ehren, gab er 1776 die „Philosophischen Aufsätze“ Jerusalems heraus.

Seine Freunde sagten, es sei in erster Linie die Lust gewesen, Goethe vor aller Welt zu widerlegen, und deshalb seien die schönen Worte Lessings, die er dem „jungen

Grübler" gewidmet habe, nicht unbedingt als Wahrheit anzusehen! Wie irrig, ja, verleumderisch solche Ansicht war, beweist das auf früheren Seiten herangezogene Bekenntnis Lessings, wonach der junge Jerusalem der einzige Mensch gewesen war, dem er die eigenen philosophischen Ideen anvertraut hatte.

Die philosophischen Aufsätze hat Lessing durch ein Vorwort und einen Schlußsatz, worin er die hohen geistigen Anlagen des Verfassers hervorhebt, zu einem bemerkenswerten Buche ausgestaltet.

Er sagt von Jerusalem, wie fest und sicher er die einmal aufgenommenen philosophischen Untersuchungen durchgeführt habe. Daß er sich nicht habe abschrecken lassen, wenn ihm neue Zweifel und Unwahrscheinlichkeiten sein Forscherziel verdunkelten. Dabei sei er empfänglich gewesen für alles, was Schönheit und Einheit im menschlichen Leben fördere. Und weiter führt Lessing aus, daß ihre Freundschaft sich auf einer gegenseitigen Wertschätzung aufgebaut habe, auf dem Grundgedanken: der Wahrheit in allen Dingen rücksichtslos nachzuspüren. Der emsig suchende Geist Jerusalems habe sich zu Zeiten auch in ruhigeren Bahnen bewegt, um neue Erfahrungen zu sammeln und zu erproben.

Ein anderer Satz, worin Lessing von dem Abzehrenden, Entnervenden spricht, wie es mancher rege Forschergeist an sich habe, scheint vorwiegend gegen Goethes poetisch verarbeitete Momente im „Werther" gerichtet zu sein. Überhaupt lassen einige Aufstellungen Lessings in diesem Vorwort auf einen versteckten Angriff gegen Goethe und seinen Roman schließen. Wie eine leise Selbstentschuldigung Lessings verlauten die Schlußworte, in denen es heißt: wer ihn wohl tadeln wolle, weil er Jerusalems Bild dem Gedächtnis derer, die ihn gekannt hätten, von neuem eingeprägt habe.

Herder hat Lessings wohlmeinende Art verstanden; er äußerte einmal, daß Lessing „die Urne Jerusalems mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes umschlungen“ habe.

Jerusalem selbst hat diese Aufsätze philosophische Einfälle genannt. Sie behandeln vorherrschend ethische und metaphysische Fragen. Unter den fünf Aufsätzen ist der dritte: „Über die Freiheit“ der bemerkenswerteste. Jerusalem bezieht sich in diesem Aufsatz auf ein Buch, das zu dieser Zeit erschienen war und die „Belohnungen und Strafen nach Türkischen Gesetzen behandelte. Lessing hat zu diesem dritten Aufsatz einige ausführliche Zusätze geschrieben. Über die Frage, wo, d. h. zu welcher Zeit und an welchem Orte Jerusalem die philosophischen Aufsätze geschrieben hat, haben sich Eugen Wolff und Friedrich Koldewey geäußert und zwar sagen sie, daß anzunehmen wäre, die Aufsätze seien in Wolfenbüttel entstanden. Diese Annahme mag insofern nahe liegen, da Jerusalem während seiner Wolfenbütteler Zeit wohl die beste Gelegenheit zum philosophieren gehabt hat, da er durch Lessings Verkehr viele Anregungen in der Philosophie empfing.

Widerlegt wird die Annahme, daß die Aufsätze in Wolfenbüttel entstanden seien, durch Paul Beers[1]) Ausführungen. Von ihm sind Jerusalems philosophische Aufsätze i. J. 1900 neu herausgegeben und zum Teil kommentiert worden. Beer weist nach, daß Jerusalem die zweite verbesserte Auflage jenes Buches über „die Belohnungen und Strafen nach Türkischen Gesetzen“ benützt hat. Und diese Ausgabe sei Anfang des Jahres 1772 erschienen, also zu einer Zeit, da Jerusalem nicht in Wolfenbüttel, sondern in Wetzlar war. Daß er die II. Ausgabe für

[1]) „Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“ herausgegeben von Aug. Sauer. 1900.

seinen Aufsatz über die Freiheit benützt haben muß, geht — wie Beer darlegt — aus dem Umstande hervor, daß Jerusalem sich [S. 38] auf eine Äußerung des Verfassers bezieht, die sich erst in der II. Auflage des Buches über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen findet. Als Verfasser des angeführten Buches hat Jerusalem einen Herrn v. Joch genannt. Dieser Name sei jedoch nur ein Pseudonym — nach Beers Forschungen. Er erwähnt, daß auch Jerusalem dies gewußt habe, da er von dem „sogenannten“ Herrn v. Joch gesprochen habe. Den wahren Verfasser hat Beer in der Person Karl Ferdinand Hommels entdeckt. Dieser widmete sein Buch dem schon einmal genannten Abraham Gothelf Kaestner in Göttingen am 23. März 1772.

Gerade diese Widmung hat aller Wahrscheinlichkeit nach Jerusalem veranlaßt, dem Professor Kaestner am 15. August 1772 einige seiner philosophischen Aufsätze zu übersenden. (s. Brief.) Jener hat die Aufsätze anscheinend zurückgeschickt, denn Kestner fand, wie bereits gesagt, das Manuskript eines Aufsatzes über die moralische Freiheit auf Jerusalems Schreibpult, gleich nachdem er sich erschossen hatte. Der Umstand, daß auch Kielmannsegge einige philosophische Aufsätze Jerusalems in Wetzlar gelesen hatte, schließt die Möglichkeit nicht aus, daß Jerusalem ihm dieselben Aufsätze gegeben hatte, die Lessing vier Jahre später als Sammlung herausgab. Entstanden waren die Aufsätze nach Lessings Aussage aus den Gesprächen, die beide mit einander geführt haben und bei denen sie nicht immer einig wurden. Jerusalem setzte dann und wann die angeschnittenen philosophischen Fragen schriftlich fort, sodaß Lessing aus diesen brieflichen Untersuchungen die betreffenden Darlegungen der Sammlung von philosophischen Aufsätzen später hinzufügen konnte.

Eine Benutzung und Kopie der philosophischen Auf-

säße Karl Wilh. Jerusalems nach einer Original-Ausgabe von 1776 wurde mir durch die Leiterin des Jerusalem-Zimmers in Wetzlar freundlichst gestattet.

Philosophische Aufsäße

von

Karl Wilhelm Jerusalem:

[Vignette.]

herausgegeben
von Gotthold Ephraim Lessing

Braunschweig,
in der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses
1776

Der Verfasser dieser Aufsäße war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein, viel leben ist: so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verlust eines solchen Sohnes, kann jeder Vater fühlen. [Bl. 2b.] Aber ihm nicht unterliegen, kann nur ein solcher Vater.

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, mei- [Bl. 3a] nes Bedünkens, so viel auf alle übrige schliessen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bey ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber [Bl. 3b] ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten, oder nie, als unter vier Augen, sprachen: so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten [Bl. 4a] Philosophie, deren man sich lieber itzt schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen, irgend eine rätselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Ver- [Bl. 4b] gnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die blos daher entstehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache, und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit

kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, [Bl. 5a] diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreyen, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäffts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflössen, weil ein zuvoreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahiret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu seyn. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt [Bl. 5b] seyn wollen; da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freylich nicht den Mahler: aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen.

[Bl. —] Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser, als ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen, und es bey diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieser feurige Geist nicht immer sprüete [Bl. —] und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäfftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäfftiget war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten.

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueber-

bleibsel seines hellen Verstandes, weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich ta- [Bl. —] deln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieser Überbleibsel mich nicht auch bey denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die itzt blos den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich, mehr auf meine, als auf seine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort [Bl. —] über diesen innern Werth erlaube man mir, am Schlusse derselben, zu sagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu: aber wie vieles wünschte ich, errathen zu lassen!

(Ornament.)

Inhalt.

I.

Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt seyn kann.

II.

Ueber die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe.

III.

Ueber die Freyheit.

IIII.

Ueber die Mendelssohnsche Theorie vom sinnlichen Vergnügen.

V.

Ueber die vermischten Empfindungen.

*

Zusätze des Herausgebers.

I.

Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt seyn kann.

Die Sprache ist durch ein Wunder entstanden, heißt: ihr Ursprung läßt sich nicht aus der Vorstellungskraft der Seele erklären.

Soll der Mensch die Sprache durch ein Wunder empfangen haben, so ist dieß entweder durch ein einziges Wunder oder durch wiederholte Wunder geschehen; d. i. Gott hat sie ihm entweder auf eine ausserordentliche Weise, auf einmal mitgetheilt; oder er hat nach und nach, so wie sich die Ideen in der menschlichen [S. 4] Seele entwickelt, das Wort zu jeder Idee durch ein neues Wunder hervorgebracht.

Wer von einem Wunder den rechten Begriff hat, daß es nehmlich nichts geringers, als eine neue Schöpfung ist; indem ein jedes, auch das, welches dem Anscheine nach das kleinste ist, die Wirkung der Kräfte in der Natur hemmet, und ihnen eine ganz neue Richtung und Verbindung giebt; der wird das letzte wol nicht behaupten.

Die Mittheilung der Sprache soll also durch ein einziges Wunder bewirket worden seyn.

Hierbey lassen sich nur zwey Fälle denken: Gott gab den Menschen entweder ein ausserordentliches Vermögen, die [S. 5] Sprache von sich selbst zu erfinden; nehmlich er legte entweder in die Seele eine besondere Kraft, vermöge welcher sich in ihr die Sprache entwickelte, so wie sich die Ideen durch die Vorstellungskraft entwickelten; oder er setzte den Menschen auf einmal in den Besitz der Sprache selbst.

Der erste Fall ist unmöglich. Die Seele ist ein einfaches Wesen, und kann daher nur eine Kraft besitzen; dieß ist ihre Vorstellungskraft.

Der andere aber ist es nicht weniger.

Eine Mittheilung der Sprache selbst, kann ich mir nur auf zweyerley Weise denken; nehmlich, Gott setzt den Menschen entweder in den Besitz der Sprache, ohne ihm zugleich die durch die [S. 6] Worte bezeichneten Ideen mitzutheilen, oder er setzt ihn in den völligen Besitz des Denkens und der Rede zugleich.

Diese beiden Fälle schliessen alle übrigen aus.

Bey dem ersten aber fällt das Ungereimte gleich in die Augen. Worte, mit denen keine Ideen verbunden sind, sind keine Worte, es sind nur Töne. Wenn ich mir also auch vorstellen wollte, daß Gott dem ersten Menschen, ein ganzes Wörterbuch und eine Sprachlehre vorgelesen, und ihn durch ein Wunder alle Worte in das Gedächtniß gepräget hätte: so war er dadurch der Erfindung der Sprache noch keinen Schritt näher; denn diese Töne waren für ihn nichts bedeutender, als die, welche er den Thieren nach- [S. 7] ahmte; und die Schwierigkeit ist noch immer dieselbe, wie der Mensch darauf gekommen, sich dieser unbedeutenden Töne zur Bezeichnung seiner Ideen zu bedienen.

Es bleibt also nun nur noch der letzte Fall übrig: konnte Gott nehmlich den Menschen nicht mit dem völligen Gebrauche der Kraft zu denken und zu reden zugleich auf die Welt setzen? Konnte er ihm nicht gleich allgemeine, abstracte Begriffe etc. anerschaffen, und ihn gleich nach der Schöpfung zu einer Vollkommenheit kommen lassen, zu der er itzt erst in der Reife der Jahre gelangt?

Es möchte vielleicht verwegen scheinen, die Allmacht hierin einschränken zu wollen; allein man verstehe sich nur

recht und man wird finden, daß dieser Fall [S. 8] eben so widersprechend als einer der vorhergehenden ist.

Es ist hier nicht die Frage: kann Gott Geschöpfe mit größern Fähigkeiten erschaffen, als die, welche der Mensch mit auf die Welt bringt? Wer wird das leugnen! Sondern die Frage ist: konnte Gott den Menschen, dessen Wesen in der Kraft besteht, sich die Welt vorzustellen, mit Vollkommenheiten erschaffen, zu denen er, vermöge seines Wesens, erst allmälig gelangen konnte? Nur dieß halte ich für unmöglich.

Der Beweis ist kurz.

Sage ich: Gott setzt den Menschen gleich mit dem völligen Vermögen zu denken auf die Welt, ohne daß er dazu erst allmälig, wie die andern Menschen, ge- [S. 9] langt, so heißt das: Gott schafft die Seele dergestalt, daß in ihr Ideen entstehen, die nicht durch die Vorstellungskraft der Seele hervorgebracht werden, oder die ihren Grund, weder in einer gegenwärtigen noch vergangenen sinnlichen, oder von sinnlich abstrahirten Vorstellung haben.

Sollen sie aber nicht darinn, nehmlich weder in einer gegenwärtigen noch vergangenen sinnlichen Vorstellung, noch in einer von diesen sinnlichen Vorstellungen abstrahirten Idee, ihren zureichenden Grund haben, so entstehen sie ohne allen zureichenden Grund; folglich sind sie unmöglich; oder ich muß wieder annehmen, daß eine jede durch ein besonders Wunder hervorgebracht würde.

[S. 10.] Da es sich also nicht ohne Ungereimtheit denken läßt, daß Gott ein jedes Wort durch ein neues Wunder in der Seele hervorgebracht haben sollte; da er in die Seele keine besondere Kraft legen konnte, durch welche die Sprache wäre hervorgebracht worden; da er ferner dem Menschen das Vermögen zu reden selbst, nicht ohne das Vermögen zu denken mittheilen konnte;

dieses aber sich erst nach dem Gesetze der Vorstellungs-kraft entwickelt; und diese Fälle alle übrigen ausschliessen: so folgt daß die Sprache dem Menschen durch ein Wunder nicht mitgetheilt seyn kann, sondern daß er selbst der Urheber davon seyn muß. —

Nur wenn wir einen physischen Einfluß des Körpers auf die Seele annehmen, liesse sich vielleicht eine Möglichkeit den- [S. 11] ken, wie die ausserordentliche Mittheilung der Sprache hätte bewirket seyn können; nehmlich, wenn Gott das Gehirn solchergestalt organisirte, daß durch die Fibern, die durch das sinnliche Objekt erschüttert wurden, zugleich die Fibern, für das Wort, mit in Bewegung gesetzt, und solchergestalt die Idee des Wortes zugleich mit der Idee des Objekts der Seele mitgetheilet wäre.

Ich sehe in dieser Erklärung nichts widersprechendes, obgleich große Schwierigkeiten.

Denn ein jedes sinnliches Objekt bringt in der Seele mehr als eine Vorstellung auf einmal hervor; folglich würde auch mehr als ein Wort auf einmal hervorgebracht werden. Z. E. mit der Vorstellung einer Rose empfängt die See- [S. 12] le zugleich die Vorstellungen, roth, Geruch, Blatt etc. und also würden auch die Wörter, Rose, roth, Geruch, Blatt etc. in der Seele zugleich hervorgebracht werden. Was für eine Verwirrung würde aber hieraus entstehen!

Vielleicht würde es eine größere Schwierigkeit seyn, sich aus dieser herauszuwickeln, als die Sprache selbst zu erfinden.

II.

Ueber die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe.

[S. 15.] Liesse sich die Natur und der Ursprung der allgemeinen Begriffe nicht folgendergestalt erklären?

Nehmlich:

Die Seele hat eine Kraft, vermöge welcher ähnliche Begriffe durch einander hervorgebracht werden.

Gesetzt, daß a. b. c. d. u. s. w. ähnliche gleichartige Begriffe sind, welche die Seele in einer Folge hinter einander empfängt; so wird durch b, a; durch c, a. b. durch d, a. b. c. wieder hervorgebracht werden. [S. 16.]

Ist ferner a mit einem symbolischen Zeichen x bezeichnet gewesen, so wird x gleichfalls von b. c. d. u. s. w. hervorgebracht werden; x aber wird gleichermaßen nicht nur a sondern auch b. c. d. reproduciren, und also nicht nur das Zeichen für a, sondern auch für b. c. d. u. s. w. seyn; in sofern diese nehmlich mit a. Aehnlichkeit haben.

Nun aber bedienet sich die Seele beym Denken der symbolischen Zeichen, ohne sich die bezeichneten Ideen selbst vorzustellen; dieß bestätiget die Erfahrung.

Sie kann also auch für a, x; für b, x; für c, x; für d, x; u. s. w. denken ohne a. b. c. d. u. s. w. selbst zu denken.

Ja sie kann sich auch da, wo sie a. b c. d. zusammen denken wollte, x [S. 17] allein denken, weil x die Stelle von allen vertritt.

Will die Seele demnach etwas von a. b. c. d. prädiciren, das ihnen allen zukömmt, so wird sie, um sich das Denken zu erleichtern, nicht a allein, b allein etc. denken, und es von jedem allein prädiciren, sondern sie wird sich

anstatt aller x denken, und es von x prädiciren; und das heißt: sie denkt nach allgemeinen Begriffen.

Die Summe hiervon.

Wir haben eigentlich gar keine allgemeine Begriffe, nehmlich in dem Verstande, wie man sie gemeiniglich nimmt. Das, was wir einen allgemeinen Begriff nennen, ist weiter nichts, als ein concreter Begriff, der, weil er in der Seele mit [S. 18] mehrern Begriffen, die Aehnlichkeit unter einander haben, verbunden gewesen, und diese daher leicht durch ihn hervorgebracht werden können, beym Denken, die Stelle von ihnen allen vertritt, und so der Seele, die sich viele Begriffe auf einmal nicht vorstellen kann, das Denken erleichtert.

III.

Ueber die Freyheit.

[S. 21.] Ich erfülle hiermit Ihr Verlangen, Ihnen meine Gedanken über die Freyheit des Menschen, worüber wir uns neulich mündlich nicht völlig vereinigen konnten, schriftlich zu wiederholen.

Der Verfasser des Buches über die Belohnungen und Strafen nach Türkischen Gesetzen, der diesen alten Streit wieder rege gemacht, hatte Ihnen noch kein völliges Genüge geleistet; und ich muß gestehn, in Ansehung der Folgen, die man gemeiniglich aus der Lehre von einer absoluten Nothwendigkeit, zieht, scheint er mir selbst den Knoten mehr durchschnitten, als aufgelöset zu haben. Daß in dieser Welt, auch bey [S. 22] der Nothwendigkeit unserer Handlungen, Belohnungen und Strafen Statt haben können, hat er gründlich dargethan; allein von dem Vorwurfe, daß dadurch aller Unterschied zwischen Tugend und Laster aufhöre, daß

unser Verhalten in diesem Leben alsdann auf unser Schicksal nach dem Tode keinen Einfluß haben könne, und daß Gott dadurch zur unmittelbaren Ursache alles moralischen Bösen gemacht werde, welches doch die hauptsächlichsten Einwürfe sind, scheint er mir diese Lehre noch nicht völlig befreyet zu haben. Ich glaube aber, daß sie auch hiervon völlig befreyet werden kann, und unterwerfe meine Gedanken hierüber Ihrem Urtheile.

Darüber waren wir zuvörderst einig, daß der ganze Streit über die Freyheit unserer Handlungen, von der Frage ab- [S. 23.] hange: ob wir einige Gewalt über unsere Vorstellungen haben? Ob wir, bloß durch unsern Willen, selbst Vorstellungen in uns hervorbringen können? oder ob wir wenigstens die, welche durch die äussern Objecte unmittelbar oder mittelbar in uns hervorgebracht sind, dadurch freywillig stärken oder schwächen können, daß wir, ohne andern Grund als unsern Willen dazu zu haben, unsere Aufmerksamkeit auf dieselbe richten, oder davon abziehn? Haben wir eine solche Gewalt nicht, so mögen wir so viele Wendungen machen, als wir wollen, wir mögen uns noch so viel hinter den Unterschied zwischen absoluter und hypothetischer Nothwendigkeit zu verbergen suchen, wir sind nicht frey, unsere Handlungen hängen nicht von uns ab; wir können eben so wenig als die Urheber derselben angesehn werden, als der Hammer [S. 24.] mer in der Uhr von der Zahl der Stunden, die er schlägt. Was gewinnen wir dabey, wenn wir es noch so viel beweisen, daß unsere Handlungen in einer andern Welt, in einer andern Verbindung der Dinge anders seyn könnten. Die gegenwärtige Verbindung ist einmal da; und ist ohne unser Zuthun da. Hängen nun von dieser unsere Handlungen ab, können sie in derselben unmöglich anders seyn, so ist es für uns eben das, als ob gar keine andere Verbindung möglich wäre, wir sind in

beiden Fällen gleich wenig frey. Oder wollen wir den Hammer frey nennen, weil die Uhr anders gestellet seyn, und er dann eine andere Stunde schlagen könnte? — Dieß alles hat der angeführte Verfasser glücklich auseinander gesetzt, und hierüber waren sie auch mit ihm einig. [S. 25.] Nur daß wir keine solche Gewalt über unsere Vorstellungen haben, glaubten Sie noch nicht einräumen zu können. Sie wollten dieß lieber für die Gränze unsers Verstandes betrachten, über die unser Forschen nicht reiche. Sie wollten lieber diese Gewalt für eine besondere Kraft unserer Seele halten, die wir nicht weiter erklären könnten. Sie wollten lieber mit andern Weltweisen unser Gefühl hierüber den Ausspruch thun lassen, welches Ihrer Meynung nach laut für die Freyheit spreche.

Ich will Ihnen dasjenige nicht wiederholen, was bereits längst hierüber gesagt worden, und womit auch von dem angeführten Verfasser, die Wirklichkeit eines solchen Gefühls bestritten, und das Betrügliche desselben gezeiget worden ist. Nur eines erlauben Sie mir noch hinzu- [S. 26] zusetzen. Welches Gefühl kann gegen die unwidersprechlichen Gründe entscheiden, womit uns die Vernunft alle Gewalt über unsere Vorstellungen abspricht? —

Wir sollen das Vermögen haben, selbst in uns Ideen hervorzubringen, und zwar bloß durch unsern Willen; wie läßt sich dieß denken? Unstreitig ist es doch, daß wir nichts wollen können, wovon wir noch keine Idee haben. Sollten wir also bloß durch unsern Willen Ideen in uns hervorbringen, so müßten wir eine Idee von der Idee haben, die wir in uns hervorbringen wollen; das heißt, wir müßten die Idee haben, ehe wir sie haben. Was ist ein Widerspruch, wenn das keiner ist?

Mit der Frage, ob wir nicht wenigstens unsere Vorstellungen dadurch, daß wir unsere Aufmerksamkeit darauf

richten, [S. 27.] oder davon abziehn, stärken oder schwächen; oder ob wir nicht wenigstens unsere Entschliessungen bloß nach unserm Willen, ohne andern Grund aufschieben können, verhält es sich eben so.

Wir können nichts wollen ohne zureichenden Grund. Ohne zureichenden Grund können wir auch unsere Aufmerksamkeit weder auf, noch von etwas lenken; ohne zureichenden Grund können wir unsere Entschliessung weder aufschieben, noch beschleunigen. Dieser zureichende Grund muß aber wieder eine Vorstellung unserer Seele seyn; und woher entstand diese? — Auf diese Frage kommen wir immer wieder zurück. Wir mögen die Kette so lang machen wie wir wollen, am Ende ist das erste Glied immer eine Vorstellung, die durch einen sinnlichen Gegenstand rege gemacht ist.

[S. 28.] Einige Weltweise, worunter auch Herr Rautenberg ist, den der angezogene Verfasser zu widerlegen sucht, (den er aber, meiner Einsicht nach, noch nicht völlig widerlegt hat,) haben zwar geglaubt, man könne das Vermögen der Seele, ihre Entschliessung aufzuschieben, oder nicht aufzuschieben, als eine Grundkraft der Seele betrachten, die nicht weiter erkläret werden könne und wobey wir stehn bleiben müssen. Allein dieß scheint mir in der That eine sehr unsichere Zuflucht zu seyn. Denn wollen wir unserer Seele ein Vermögen beylegen, ohne zureichenden Grund zu handeln, worum sollen die Atomen des Epikur nicht ein gleiches Recht haben? — Wir müssen freylich bey allen unsern Untersuchungen, sowohl in der körperlichen als moralischen Welt, bei gewissen einfachen Kräften stehen bleiben, [S. 29.] die wir nicht weiter erklären können, und von denen wir nicht fragen können, worum wirken *sie* so und nicht anders. Allein wohl gemerkt, bei *einfachen* Kräften. So lange wir noch nicht darauf gekommen sind,

so lange können wir noch immer fragen, warum. Eine einfache Kraft aber nenne ich diejenige, die unter gleichen Umständen immer eine gleiche Wirkung hervorbringt; und eine solche einfache Kraft wäre das Vermögen der Seele, unter gleichen Umständen ihre Entschliessung aufzuschieben, und nicht aufzuschieben, gerade nicht. Daher ist auch das Exempel der Schwere, die ich nicht weiter erklären kann, nicht passend. Die Schwere ist eine einfache Kraft, die unter gleichen Umständen immer eine gleiche Wirkung hervorbringt. Nehme ich gleiche Massen, oder nehme ich [S. 30.] zwey Massen im luftleeren Raume, so fallen sie mit gleicher Geschwindigkeit. Hier kann ich also nicht weiter fragen, warum? Wie aber, wenn ich sehe, daß in der Luft, zwey Körper von ungleichen Massen, nicht mit gleicher Geschwindigkeit fallen, soll ich denn auch nicht fragen, warum? Ist es denn eine hinreichende Antwort, wenn ich sage, sie fallen verschieden, weil sie eine Kraft haben, verschieden zu fallen? Damit wird sich doch wohl niemand begnügen — Und so verhält es sich gerade mit dieser angeblichen Grundkraft der Seele.

Dieß scheint mir also unumstößlich zu seyn, daß wir die Lehre von der Freyheit nicht behaupten können, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntniß über den Haufen zu stossen; die Folgen davon [S. 31.] mögen auch seyn, welche sie wollen. Allein sind denn diese Folgen auch wirklich so schrecklich, als man sie gemeiniglich vorstellet? Dieß lassen Sie uns jetzt untersuchen. —

Sind unsere Handlungen nicht frey, sagt man, so hört aller Unterschied zwischen Tugend und Laster auf; so hört alle Verbindung zwischen unserm gegenwärtigen Verhalten, und unserm Zustande nach dem Tode auf; und so ist Gott die unmittelbare Ursache alles moralischen Bösen, welches wir in der Welt antreffen. — Das

lautet freylich schrecklich genug. Aber folgt es dann auch wirklich aus der Lehre von der Nothwendigkeit? Sind die Folgen dieser Lehren wirklich so finster, oder ist es nicht vielleicht die finstere Farbe des Glases, wodurch wir sehn, die sie für uns so finster macht? — Las- [S. 32.] sen Sie uns das Glas wegwerfen, und ein jedes einzeln mit bloßen Augen betrachten.

Die Lehre von der Nothwendigkeit unserer Handlungen soll zuvörderst den Unterschied zwischen Tugend und Laster aufheben. — Freylich wenn wir in den Begriff von Tugend, den Begriff von einer Freyheit, den wir selbst nicht recht zu beschreiben wissen, willkührlich mit hinein weben, dann muß freylich der Unterschied zwischen Tugend und Laster aufhören, wenn die Freyheit unserer Handlungen aufhört. — Allein gehört er auch mit hinein? Dieß lassen Sie uns erst untersuchen.

Worinn besteht die Tugend? Was ist sie? — Nach dem Begriffe aller vernünftigen Moralisten besteht sie darinn: daß wir dasjenige, was unsere [S. 33.] Vernunft uns als das höchste Gut vorstellet, demjenigen, was uns unsere Leidenschaften als Gut vorstellen, bey unserer Wahl vorziehn und darnach unsere Handlungen richten; — kurz, sie ist die Beherrschung unserer Leidenschaften durch die Vernunft. Was heißt dieß aber? Was heißt unsere Leidenschaften durch die Vernunft beherrschen? — Nichts anders, als die dunkeln Vorstellungen unserer Seele zu deutlichen aufklären. Eine jede Leidenschaft setzt die dunkle Vorstellung von etwas Guten oder Bösen voraus, nach dem wir uns sehnen oder das wir verabscheuen. Wir besiegen diese Leidenschaft, wenn wir durch die Vernunft erkennen, daß das, was wir für Gut oder für Böse [S. 34.] hielten, weder so gut noch so böse ist, als es uns zu seyn

schien; daß es nicht verdient, dem, was uns unsere Vernunft als Gut oder als Böse vorstellet, vorgezogen zu werden: das heißt, wenn wir unsere dunkelen Vorstellungen zu deutlichen erheitern. Haben wir es einmal dahingebracht, so ist es uns alsdenn unmöglich, daß wir nicht das größere Gut dem geringern vorziehn, daß wir noch nach Leidenschaft handeln sollten. Wir erfahren zwar täglich, daß wir oft etwas nach unserer Vernunft für besser erkennen, und demungeachtet unserer Leidenschaft folgen; allein dieß beweist nur, daß unsere dunkle Ideen, so lange sie noch dunkel sind, stärker auf uns wirken, als die deutlichen. Sobald wir aber jene zu deutlichen aufgeklärt haben; sobald wir den Werth von dem, was sich unsere [S. 35.] Leidenschaft als Gut vorstellet, deutlich erkannt, und es alsdann mit dem, was unsere Vernunft als Gut anpreiset, verglichen haben: sobald wird es uns unmöglich, der Vernunft noch länger das Gehör zu versagen; es wird uns unmöglich, jenes noch vorzuziehn. Der Ehrgeitzige, der durch Ungerechtigkeiten seine Begierden zu befriedigen sucht, kann zwar oftmals erkennen, daß die Gerechtigkeit, die Tugend, die er aufopfern will, für ihn ein größeres Verdienst ist, als dasjenige, welches er durch dieß Opfer zu erhalten sucht; und dennoch folgt er seinem Ehrgeitze. Allein nur so lange, als die gewünschte Ehre noch eine dunkle Vorstellung bey ihm ist. Er sieht im Geiste tausend sich vor ihm bücken, ihm schmeicheln, er sieht sich mit Pracht umgeben, und diese dunkelen Vorstellungen [S. 36.] wirken so stark, bemächtigen sich seiner Seele so sehr, daß die Vernunft umsonst dagegen spricht. Allein sobald die Vorstellungen deutlicher werden; sobald der Ehrgeitzige erkennet, daß diejenigen, welche sich vor ihm bücken, nicht sein Werth, sondern ihr Eigennutz treibt, daß die Schmeicheley ein Opfer niederträchtiger Seelen ist, daß die

Pracht, die ihn umgiebt, nicht sein Verdienst ist: Dann ist auch der Sieg der Tugend gewiß.

Tugendhaft ist also derjenige, der nach deutlichen; Lasterhaft aber, der nach dunkeln Vorstellungen handelt. Ist aber dieß, so ist auch bey einer absoluten Nothwendigkeit unserer Handlungen der Werth der Tugend gerettet; sie bleibt immer moralische Vollkommen- [S. 37.] heit, das Laster hingegen moralische Unvollkommenheit. Denn da die Vollkommenheit moralischer Geschöpfe in der Stärke ihrer Vorstellungskraft besteht, und dasjenige, welches die meisten deutlichen Begriffe hat, das vollkommenste ist, die Begriffe aber dadurch, daß sie in einer nothwendigen Reyhe auf einander folgen, weder an ihrer Mannigfaltigkeit, noch Deutlichkeit, etwas verlieren; folglich der Begriff der Freyheit zur Vollkommenheit gar nicht gehört: so ist auch bey einer absoluten Nothwendigkeit, derjenige Mensch, der nach deutlichen Begriffen handelt, oder der Tugendhafte, vollkomme- [S. 38.] ner, als derjenige, welcher nach dunkeln handelt, oder der Lasterhafte, und also der Werth der Tugend gerettet.

Dieß vorausgesetzt, ist mir nun auch bey der Nothwendigkeit unserer Handlungen, mein Gewissen kein Räzel mehr. Die Unruhe, der Verdruß, den ich empfinde, wenn ich mich von meinen Leidenschaften habe hinreissen lassen, ist nicht bloß (wie der sogenannte Hr. v. Joch es erkläret) die Folge, von dem Gefühl einer eingebildeten Freyheit, nicht bloß die Frucht der Erziehung. Auch der, welcher dieß eingebildete Gefühl längst bey sich ersticket hat, der fast von der Nothwendigkeit über-

zeugt ist, wird nach einer unerlaubten Handlung, sobald er sie dafür erkennet, diesen Verdruß, die- [S. 39.] se Unruhe fühlen. Er muß sie nothwendig fühlen, denn sie ist die Folge einer Unvollkommenheit, die er an sich selbst entdecket, und die ihn kränkt, ohngeachtet er weiß, daß er nicht selbst die Ursache davon ist. — Er wird sich nicht strafwürdig finden, aber er wird sich verachten.

Soviel scheint mir also wenigstens gewiß zu seyn, daß, bey der Nothwendigkeit unserer Handlungen, die Tugend an ihrem inneren Werthe nichts verliert. Allein hiermit sind noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Denn, sagt man, sind unsere Handlungen nothwendig: so fällt wenigstens der Einfluß der Tugend auf unsere zukünftige Glückseligkeit, und das Verhältniß zwischen unserm Wandel in diesem Leben, und unserm Zustande [S. 40.] nach demselben, gänzlich hinweg; so haben der Tugendhafte und der Lasterhafte gleiche Rechte, und dieser kann sich mit Grund über seinen Schöpfer beklagen, wenn er in jenem Leben ein unglücklicheres Schicksal, der Tugendhafte hingegen ein glücklicheres geniessen soll.

Dieser Einwurf verdient noch unsere ganze Aufmerksamkeit. Er scheint mir aber auch leicht gehoben werden zu können, wenn wir uns nur erst darüber vergleichen, was wir unter dem Verhältnisse unsers Schicksals nach dem Tode, zu unserm Wandel in diesem Leben, verstehn. Es kömmt nur darauf an, ob wir dabey an willkührliche Belohnungen und Strafen denken, oder an ein allgemeines Wachstum an Vollkommenheit, für alle Menschen, das nur mit dem Grade von Voll- [S. 41.] kommenheit, welchen ein jeder Mensch in dem gegenwärtigen Leben gehabt hat, im Verhältnisse steht, und nach demselben verschieden ist. Denken wir uns willkührliche Belohnungen und Strafen, denken wir uns für den

Lasterhaften einen wirklichen Uebergang zu einem unglücklichern, unvollkommenern Zustande: dann sind freylich diese Zweifel, ich gestehe es, wenigstens für mich, unauflöslich. Daß wir sagen, Gott konnte nicht anders; Er mußte dieß Uebel, eines größern Guten wegen, zulassen, entscheidet dann nichts. Es zerschneidet den Knoten, aber es löst ihn nicht auf, Herr von Joch sagt zwar, soll ich den Gartenbau unterlassen, weil ich vielleicht im Umgraben einen Regenwurm durchstoßen kann. Allein dieß Gleichniß ist nicht passend; denn ich war es nicht, der den Regenwurm gerade un- [S. 42] ter das Eisen legte, ich sahe ihn nicht darunter. Auch das Beyspiel, daß ich es für Gott nicht unanständig finde, wenn der Donner einen Menschen tödtet, beweist nichts; der Tod ist an und für sich kein Unglück, er ist nur Uebergang zu einem andern Zustande, und es kömmt nur darauf an, wie dieser Zustand beschaffen ist.

Ich wiederhole es also noch einmal, bey willkührlichen Belohnungen und Strafen bleiben die Zweifel unauflöslich. Gott handelt gegen den Lasterhaften ungerecht. — Aber was haben wir denn auch für Grund zu einer solchen Lehre? Streitet sie nicht vielmehr offenbar mit der Vernunft? Streitet sie nicht damit auch selbst alsdann, wenn wir eine Freyheit der menschlichen Handlungen annehmen? — Wir wollen sehn! —

[S. 43.] Strafen, wodurch der Mensch in einen unglücklichern unvollkommenern Zustand versetzt wird – Was für ein Gedanke! In der ganzen Natur erhebt sich alles von einer Stuffe der Vollkommenheit zur andern, und der Mensch allein sollte dieser Analogie widersprechen? Aus dem Kern wird der Baum, aus der Blume die Frucht, aus der Raupe der Schmetterling, alles steigt von einem geringeren Grade der Vollkommenheit zu einem höhern, und ein Theil der Menschen sollte zu

einem unglücklichern unvollkommenern Zustande übergehn? Wie unwahrscheinlich! —

Aber, sagt man, Gott muß strafen, um sein Mißfallen, seinen Abscheu an moralischer Unvollkommenheit zu zeigen. — Und um diesen zu beweisen, soll er eine [S. 44.] noch größere Unvollkommenheit zulassen? — Um seinen Abscheu an dem unvollkommenen moralischen Zustande der Menschen zu beweisen, soll er sie in einen noch unvollkommenern stürzen? — Haben die Verfechter der göttlichen Gerechtigkeit auch hieran gedacht? — Wo ist mehr Unvollkommenheit, in einer sündigen Welt, oder in einer Hölle voll ewiger Strafen? —

Doch dieß ist noch das wenigste, was gegen diese Lehre streitet. Soll ein Theil der Menschen zu einem glücklichern, ein anderer zu einem unglücklichern Zustande übergehn; so müssen doch wenigstens wirklich zwey verschiedene Classen unter ihnen seyn, nach denen sich dieser Unterschied richtet; es müssen sich die Grenzen von [S. 45] diesen Classen genau angeben lassen. Wo aber sind diese? Wo ist das charakteristische Kennzeichen, wo die Grenze, welche beide Theile von einander unterscheidet? Was überhaupt Tugend ist, was Laster ist, weiß ich. Welcher Mensch aber unter die Zahl der Tugendhaften, und welcher zu den Lasterhaften gehört, wer kann das bestimmen? Wo hört die Classe von jenen auf; wo fängt die Classe von diesen an? Hier ist nur eine Classe, in welcher alle, vom Tugendhaftesten bis zum Lasterhaftesten, nur durch unmerkliche Stuffen verschieden sind. Keiner ist ganz tugendhaft, keiner, der ganz lasterhaft wäre; keiner, der bloß nach deutlichen, keiner, der bloß nach dunkeln Vorstellungen handele. Die Grenzen von Tugend und [S. 46.] Laster lassen

sich so wenig bestimmen, als die von Weisheit und Einfalt.

Man sage nicht, daß die unendliche Allwissenheit hierinn weiter sehe, als wir. Freylich sieht sie weiter; aber je weiter sie sieht, je weniger sind auch für sie zwey verschiedene Classen vorhanden. Je weiter sie sieht, je mehr weiß sie, wie fein Tugend und Laster durch einander verwebt, wie unendlich klein die Glieder in der Kette vom größten Bösewicht bis zu dem ersten Heiligen sind.

Und wo soll Gott nun zu bestrafen anfangen? Wo soll er anfangen zu belohnen? — Soll er nur den bestrafen, der ganz lasterhaft gewesen ist? — So kann er keinen bestrafen. Soll er nur den belohnen, der ganz tugendhaft gewesen ist? — So kann er keinen belohnen.

[S. 47.] Man sagt zwar, auch in den Strafen und Belohnungen werden verschiedene Grade seyn; allein dieß hebt die Schwierigkeit nicht. Zwischen dem Uebergange zu einem glücklichern oder zu einem unglücklichern Zustande ist immer ein wesentlicher Unterschied; zwischen den Menschen läßt sich ein solcher aber nicht bestimmen. Oder glaubt man vielleicht, daß Gott einen ohngefehren Durchschnitt machen, und den der, wenn ich so reden darf, unter hundert Handlungen funfzig böse begangen, ewig bestrafen, den aber, der nur neun und vierzig begangen, ewig belohnen werde? Wahrlich, das hiesse von Gott auf eine anständige Weise denken!

So würden wir urtheilen, wenn auch unsere Handlungen nicht nothwendig wä- [S. 48.] ren. Wenigstens lehrt uns dieß die Vernunft. Ob uns die Offenbahrung etwas anders lehret, darauf weiß ich nicht zu antworten. — Wie kann ich eine Frage entscheiden, die, so lange, Leute von Metier beschäftiget hat? — Ob sie Glauben verdient, wenn sie etwas anders lehret? Das werden sie sich selbst schon beantworten.

Sind wir aber hierüber einig, sind wir davon überzeugt, daß der Uebergang zu jenem Leben nur ein allgemeiner Uebergang zu einem höhern Grade von Vollkommenheit ist, der aber, weil nichts ohne zureichenden Grund ist, sich aus dem Grade von Vollkommenheit, den ein jeder Mensch in diesem Leben gehabt, [S. 49.] erklären lassen, und nach demselben verschieden seyn muß; so ist auch nun die andere Schwierigkeit, gegen die Lehre von der Nothwendigkeit unserer Handlungen, leicht gehoben. Denn da die Nothwendigkeit, wie wir gesehn haben, die moralische Vollkommenheit nicht aufhebt, die Tugend aber nichts anders, als moralische Vollkommenheit ist, und sich der Grad unserer zukünftigen Vollkommenheit, nach dem Grade unserer gegenwärtigen richtet, so muß auch der Tugendhafte, in jenem Leben, nothwendig zu einem höheren Grade derselben erhoben werden, als der Lasterhafte; folglich bleibt der Einfluß un- [S. 50] serer Handlungen auf unser zukünftiges Schicksal, bey der Nothwendigkeit unserer Handlungen, und bey einer selbstthätigen Freyheit, derselbe.

Es könnte zwar scheinen, daß auf solche Weise, wenn derjenige der Tugendhafteste ist, der nach den deutlichsten Begriffen handelt, und wenn die Belohnungen, in jenem Leben, sich auch nach diesem Maasse richten sollen, daß, sage ich, auf solche Weise, dem schlauen Bösewichte zu sehr das Wort geredet wird, der seine Bosheit mit vieler Klugheit ausführet, und dabey nach den deutlichsten Begriffen handelt. Allein dieser Zweifel scheint wichtiger, als er es in der That ist; denn je deutlicher die Begriffe des schlauen Bösewichts von der einen Seite [S. 51]

sind, je dunkeler müssen sie nothwendig von der andern, je blinder muß nothwendig die Leidenschaft seyn, die ihn dem ohngeachtet hinreißt. Zeigt derselbe viel Klugheit, viel Vernunft, in den Mitteln, die er zur Erreichung seines Zweckes anwendet, so muß die Vorstellung des Schein-Guten, welches er sich zu erreichen bestrebt, nothwendig um so viel dunkeler seyn, da seine sonst starke Vernunft sie nicht aufzuklären vermag; folglich bleibt ein solcher, im Ganzen, doch immer um so unvollkommener. Zugleich müssen wir uns aber auch hüten, nicht jede Güte des Temperaments, nicht jede fromme Einfalt, mit dem Namen der Tugend zu belegen, und für sie die Belohnung der Tugend zu fordern. [52.]

Nach diesen Begriffen aber, die wir von Tugend und Laster, und von deren Einflusse auf unser zukünftiges Leben, festgestellet haben, scheint mir nun auch der Lasterhafte sich mit eben so wenig Rechte darüber beklagen zu können, daß er nach dem Tode mit dem Tugendhaften nicht ein gleiches Schicksal genießt, als sich der Hurone darüber beklagen kann, daß ihm nicht der Geist eines Leibnitz zu Theil worden, und er die Freuden nicht schmeckt, die dieser in seinen Betrachtungen gefunden; vornehmlich, wenn wir dabey bedenken, daß Gott nicht zween Menschen, einen gleichen Grad von Vollkommenheit, eine gleiche Vorstellungskraft geben konnte, welches mit dem Satze des Nichtzuunterscheidenden streiten würde.

[S. 53.] Es ist nunmehr nur noch der letzte Zweifel übrig, daß nehmlich, wenn unsere Handlungen nothwendig sind, Gott selbst die Ursache alles moralischen Bösen ist, welches wir in der Welt antreffen; daß alle Bosheiten, alle Laster, durch ihn selbst geschehn. Allein dieser Einwurf widerlegt sich, nachdem, was wir bereits vorausgeschickt, von selbst. Daß Gott selbst die Ursache alles moralischen Bösen ist, läßt sich zwar nicht leugnen. Da

aber das moralische Böse nichts anders ist, als eine Unvollkommenheit, die aus der eingeschränkten Vorstellungskraft der vernünftigen Geschöpfe entsteht; so scheint es mir auch für den Schöpfer nicht unanständiger zu seyn, Wesen zu schaffen, die aus Mangel von deutlichen Begriffen, [S. 54.] ihre Leidenschaften nicht besiegen, als solche, die, aus einer gleichen Ursache, ein Neutonisches Problem nicht auflösen können. Der Grund ist in beyden Fällen derselbe. Ist nun dieses den göttlichen Eigenschaften nicht zuwider, warum soll es denn jenes seyn? — Denn von den physikalischen Uebeln, die aus dem moralischen Bösen entstehn, ist hier die Rede nicht; diese sind aber auch leichter zu rechtfertigen. Und hat denn die Dummheit der Menschen nicht eben so viele physikalische Uebel in der Welt angerichtet, als die Bosheit? Sollten nicht eben so viele Menschen durch die Unwissenheit eines Arztes, als durch Gift, getödtet seyn? Sollten nicht eben so viele ihr Vermögen durch die Ungeschicklichkeit eines Richters [S. 55] oder Sachwalters, als durch Betrug oder Bestechung verloren haben?

Wollte man aber sagen, warum schafft Gott solche unvollkommene eingeschränkte Geschöpfe? wäre es nicht seiner Weisheit anständiger, sie lieber in ihrem Nichts zu lassen? So wäre das eben so viel gefragt, als: warum schafft Gott überhaupt? Vollkommene Geschöpfe mit uneingeschränkten Fähigkeiten konnte er nicht schaffen. Er, der Schöpfer selbst, ist nur ganz uneingeschränkt, ganz vollkommen. War es also seiner Weisheit nicht zuwider, Engel zu schaffen, so war es ihr auch nicht zuwider, Huronen und Bösewichter zu schaffen. Der Engel und der dümmste Hurone, der Engel und der [S. 56.] größte Bösewicht, sind alle nur dem Grade nach, alle nur durch unendlich unmerkliche Stuffen von einander unterschieden. Und ist denn der niedrigste Grad von Daseyn nicht immer

noch eine größere Vollkommenheit, als nicht seyn? muß ihn der Schöpfer also nicht immer noch dem Nichtseyn vorziehn? —

IV.

Ueber die Mendelssohnsche Theorie vom sinnlichen Vergnügen.

[S. 59.] Sie hielten es neulich für Eigensinn, daß ich mich von der Mendelssohnschen Lehre vom sinnlichen Vergnügen, nicht überzeugt gestehn wollte, ohngeachtet ich Ihnen damals nichts, als mein widersprechendes Gefühl dagegen anzuführen wußte. Ich will es jetzt versuchen, diesen Verdacht von mir abzulehnen. —

Wenn ein Glied, wenn ein Theil des menschlichen Körpers, läßt Hr. Mendelssohn seinen Theokles[1]) sagen, sanft gereizt wird, so pflanzt sich die Wirkung davon bis auf die äussersten Gliedmaassen fort, alle Gefässe ordnen sich in die heil- [S. 60] same Spannung, in den harmonischen Ton, der die Thätigkeit des menschlichen Körpers befördert, und seiner Fortdauer zuträglich ist. — Dieß thut die sinnliche Lust. Durch sie wird also der Körper in einen Zustand versetzt, der ihm eine längere Fortdauer, eine wirksamere Realität verspricht, das heißt, der ihn zu einem höhern Grade von Vollkommenheit erhebt. Die Seele wird diesen Zustand ihres treuen Gefährten gewahr, und die dunkele aber lebhafte Vorstellung dieser Vollkommenheit ist die Quelle des Vergnügens bey der sinnlichen Lust. — Kurz, das sinnliche Vergnügen entspringt aus der Vorstellung einer verbesserten

---

[1]) S. den 10ten Brief über die Empfindungen in den philosophischen Schriften.

Leibesbeschaffenheit, oder einer erhöheten Vollkommenheit des Körpers. –

[S. 61.] Dieß ist die abgekürzte Kette seiner Gedanken — und folgendes sind die Gründe, weswegen ich denselben nicht beytreten zu können glaube.

Zuerst scheint mir diese Lehre mit der Erfahrung zu streiten. Es giebt sinnliche Lüste, mit denen das Gefühl einer verschlimmerten Leibesbeschaffenheit unmittelbar verbunden ist. – Bey denen die Seele selbst im Genusse gewahr wird, daß sie die Kräfte des Körpers vermindern; seiner Fortdauer nachtheilig sind — ihn unvollkommener machen; und dem ungeachtet finden wir Vergnügen an denselben. — Ferner, es giebt sinnliche Lüste, welche die deutliche Vorstellung einer daraus auf die Zukunft zu befürchtenden [S. 62] Unvollkommenheit des Körpers begleiten — von welchen die Seele im Genusse voraussieht -- nach deutlichen Begriffen voraussieht, daß sie der Fortdauer des Körpers, seiner Realität nachtheilig seyn werden, und auch an diesen findet sie Vergnügen. Wie läßt sich dieß mit dem Mendelssohnschen System vergleichen? —

Von der ersten Art der sinnlichen Lüste, da nehmlich das Gefühl einer verschlimmerten Leibesbeschaffenheit mit dem Genusse unmittelbar verbunden ist, ist das Vergnügen des Trunkenen, im ersten Anfange der Betäubung – Seine Glieder gehorchen ihm nicht mehr; seiner Sprache, seiner Sinne ist er nicht mehr mächtig; und dennoch reizt ihn der Wein im Glase, und gewährt ihm Ver- [S. 63] gnügen — Kann bey diesem Vergnügen die Vorstellung einer verbesserten Leibesbeschaffenheit, einer Vollkommenheit des Körpers zum Grunde liegen? und ist der Zustand, in welchem der Trunkene sich befindet, ein solcher, der ihm eine längere Fortdauer, eine wirksamere Realität verspricht? — Nichts weniger – Er fühlt die Unvoll-

kommenheit seines Körpers, die aus der sinnlichen Lust entspringet, unmittelbar.

Von jener Art sinnlicher Lust, da nehmlich die deutliche Vorstellung einer aus der sinnlichen Lust für den Körper zu erwartenden Unvollkommenheit dieselbe begleitet, ist das Vergnügen des Wollüstlings. Er weiß — traurige Erfahrungen haben es ihn gelehrt — was für ein Gift der übermäßige Genuß sei- [S. 64] ner Lüste seinem Körper bereitet. Er weiß, daß sie seine Gebeine zernagen, seine Kräfte verzehren — er weiß es deutlich. Dieser Gedanke kann ihn selbst mitten in dem Genuß der Wollust begleiten, und dennoch tödtet er das Vergnügen derselben nicht. Nach der Theorie des Theokles müßte er es aber nothwendig tödten; denn, soll die dunkele Vorstellung einer Vollkommenheit des Körpers, die sich die Seele, aus dem Zustande, worinn der Körper durch die sinnliche Lust gesetzt wird, verspricht, das Vergnügen erzeugen; so muß es nothwendig verschwinden, sobald die deutliche Vorstellung einer, aus eben diesem Zustande, zu erwartenden Unvollkommenheit in der Seele entstehet. [S. 65] Die Seele kann nicht zugleich etwas nach dunkeln Begriffen für Vollkommenheit erkennen, was sie nach deutlichen Begriffen als eine Unvollkommenheit ansieht. Die dunkeln Vorstellungen hören auf, sobald die Seele ihre Begriffe zu deutlichen aufkläret; das Vergnügen, welches aus der dunkeln Vorstellung der Seele entsteht, daß der Zustand, worein der Körper durch die sinnliche Lust versetzet wird, der Vollkommenheit desselben zuträglich sey, muß also nothwendig verschwinden, sobald die Seele deutlich erkennet, daß er denselben zerstören, oder unvollkommener machen wird. Die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil.

Theokles hat zwar selbst diese Schwierigkeit am Ende

seines Briefes berühret: der gegenwärtige Augenblick des Genusses, sagt er, ist wenigstens mit [S. 66] dem Gefühle einer verbesserten Leibesbeschaffenheit verbunden, wenn gleich die Folgen oft schrecklich sind. Allein, wenn ich anderst seine Theorie recht gefaßt habe, so hebt dieß die Schwierigkeit nicht. Denn was versteht Theokles unter dem Gefühle einer verbesserten Leibesbeschaffenheit? — Ist es nicht, nach seiner eigenen Erklärung, die dunkele Vorstellung eines Zustandes, welcher dem Körper eine längere Fortdauer, eine wirksamere Realität verspricht? — Läßt sich hiervon aber etwas auf den Trunkenbold oder den Wollüstling anwenden? — Kann der Zustand, der dem Wollüstigen, nach deutlichen Begriffen, die Zerstörung seines Körpers verkündiget, kann dieser ihm zu gleicher Zeit mehr Fortdauer, mehr Thätigkeit versprechen? — Unmöglich! — Das Vergnügen soll eben aus der Vor- [S. 67] stellung der heilsamen Folgen entspringen, die der gegenwärtige Zustand verspricht; wie kann also das Vergnügen noch bestehn, wenn die Seele erkennet, daß die Folgen schrecklich seyn werden? —

So lange wir also nicht wieder von der Erklärung abgehn, die Theokles selbst von dem, was er unter einer verbesserten Leibesbeschaffenheit versteht, gegeben hat, und immer dabey an die dunkele Vorstellung eines Zustandes denken, welcher der Seele für den Körper eine längere Fortdauer, eine wirksamere Realität verspricht, so lange scheint mir die Theorie des Theokles mit der Erfahrung nicht vereiniget werden zu können. Wir dürfen aber nicht wieder davon abgehen, wenn wir nicht, anstatt einer neuen Erklärung, uns mit einem neuen Worte begnügen wollen.

[S. 68.] Doch dieß sind die Schwierigkeiten noch nicht alle, denen mir diese Lehre unterworfen zu seyn scheint. Es ist noch eine andere übrig, die mir noch unauflöslicher ist.

Das Vergnügen, welches die sinnliche Lust gewährt, entspringt nach dieser Lehre aus der dunkeln Vorstellung, daß der Zustand, worin der Körper durch dieselbe versetzet worden, die Fortdauer, die Thätigkeit desselben befördern werde. Allein — lassen Sie uns wohl auf diese Frage merken — Woher erfährt es die Seele, daß der Körper in einen solchen Zustand versetzet worden ist? — Die Schwierigkeit die hieraus entsteht, ist grösser, als sie zu seyn scheint. — Die Vermischung der Gefässe, die harmonische Spannung der Nerven, die [S. 69] durch den Genuß der sinnlichen Lust veranlasset wird, und die Vollkommenheit des Körpers befördern soll, kennet die Seele nicht; sie sind ihr verborgen; sie kann also nicht anders, zu der Vorstellung der verbesserten Leibesbeschaffenheit oder der Vollkommenheit der Körpers gelangen, als durch das angenehme Gefühl selbst; durch dieß wird sie erst auf jene geführt. Und dieß stimmt auch mit der Theorie des Theokles überein. Die Seele wird, sagt er, einen behaglichern Zustand ihres getreuen Gefährten, des Körpers, gewahr, und von diesem macht sie auf die verbesserte Leibesbeschaffenheit, auf die Vollkommenheit desselben den Schluß. — Allein, was ist dies Behagliche? — [S. 70.] Ist es nicht das Vergnügen, welches aus der sinnlichen Lust entsteht, selbst? — Geht nun aber das Gefühl des Behaglichen, des Angenehmen, oder, welches dasselbe ist, das Vergnügen, welches die sinnliche Lust gewähret, der Vorstellung der verbesserten Leibesbeschaffenheit, der Vorstellung von der Vollkommenheit des Körpers vorher; wird die Seele erst durch jenes, auf diese geführt; so kann auch diese von jenem die Quelle nicht seyn. Das was nur eine Folge ist, kann nicht die Ursache erklären, folglich kann

auch die dunkele Vorstellung von der Vollkommenheit des Körpers die Ursache des Vergnügens nicht seyn, welches aus der sinnlichen Lust entspringet.

V.

Ueber die vermischten Empfindungen.

[S. 73.] Sie erlauben es mir, Sie noch länger mit meinen philosophischen Einfällen zu unterhalten; ich fahre also damit fort. In meinem letzten Briefe habe ich Ihnen meine Gedanken über die Mendelssohnsche Theorie vom sinnlichen Vergnügen vorgelegt; vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen heute einige Anmerkungen über die Lehre dieses vortrefflichen Mannes, von den vermischten Empfindungen mittheilen darf.

Die Lehre, daß die vermischten Empfindungen angenehm sind; daß das Vernügen, welches sie verursachen, aus dieser Vermischung entsteht, oder daß, wie Hr. M. sich ausdrückt, ein bitterer [S. 74] Tropfen in den Honig des Vergnügens uns denselben noch angenehmer macht; scheint mir, nach dem eigenen System dieses scharfsinnigen Weltweisen, noch einer genaueren Bestimmung zu bedürfen.

Hr. M. hat den Satz, daß die vermischten Empfindungen angenehm sind, allgemein gemacht; und ihn nur dahin eingeschränkt, wenn sich die verschiedenen Empfindungen nicht gerade widersprechen. Diese Einschränkung ist, wenn sie gehörig erkläret wird, richtig und fruchtbar; allein, wenn ich nicht irre, so ist sie doch noch nicht deutlich genug bestimmt — denn was sind Empfindungen, die sich gerade widersprechen? — auch ist sie nicht die einzige. In verschiedenen Fällen läßt sie sich vortrefflich anwenden. Z. E. die [S. 75] Empfindung,

die die Vollkommenheit eines Gegenstandes und das Unglück desselben verursachet, ist angenehm, denn die Liebe, die aus der Vorstellung der Vollkommenheit, und die Unlust, die aus der Vorstellung des Unglücks entspringet, widersprechen sich nicht. Dahingegen ist die Empfindung, die die Vorstellung moralischer Gebrechen, die wir an einem geliebten Gegenstande gewahr werden, erregt, unangenehm; denn die Vorstellung der Vollkommenheit auf der einen, und der Fehler auf der andern Seite erzeuget Empfindungen, die gerade mit einander streiten. Hierher gehört auch die Eifersucht, die aus Liebe und Haß, zwey sich ganz widersprechenden Empfindungen, zusammen gesetzt, und daher gleichfalls unangenehm ist. [S. 76.]

In andern Fällen aber leidet diese Einschränkung keine Anwendung. Die Empfindung, die aus einem gegenwärtigen Glücke, und der Erinnerung eines vergangenen Unglücks entsteht, ist angenehm; sie ist aus Freude und einem Zusatze von Schmerz oder Betrübniß vermischt. Sind aber Freude und Betrübniß nicht ebensowohl einander entgegen gesetzt, als Liebe und Haß? — Ferner, die Erinnerung eines vergangenen Unglücks, bey einer gegenwärtigen Freude, verursacht eine angenehme Empfindung; warum bringt aber die Erinnerung eines vergangenen Glücks, bey einem gegenwärtigen Unglücke nicht eine gleiche Wirkung hervor? — die Vermischung ist dieselbe, und dennoch ist die Wirkung gerade die entgegen gesetzte. Ein gegenwärtiges Unglück wird durch die Erinnerung [S. 77] des verflossenen Glückes nur noch verbittert; daß in diesem Falle die Empfindung der Unlust, und in jenem die Empfindung des Vergnügens, gegenwärtig, und also die lebhafteste ist, kann hiervon die Ursache nicht seyn. Dieß könnte zwar eine Verschiedenheit in dem Grade des Vergnügens verursachen, nicht aber eine völlig verschiedene Wirkung hervorbringen.

In diesen und andern Fällen reicht diese Einschränkung also nicht zu. Auch hat der scharfsinnige Verfasser, wenn ich nicht irre, sich dadurch, daß er sie für die einzige erkannt, verleiten lassen, vermischte Empfindungen zu den angenehmen zu zählen, von denen wir vielleicht bey genauerer Untersuchung finden werden, daß sie dahin nicht gehören. Zum Exempel, den Zorn — auch den Zorn eine ver- [S. 78] mischte Empfindung, die aus der angethanen Beleidigung und der Vorstellung der Rache, die für den Zornigen das höchste Gut ist, entsteht, rechnet Hr. M. zu den angenehmen vermischten Empfindungen. Allein wäre der Zorn eine angenehme Empfindung, eine solche, die in uns Vergnügen erregt, so würden wir uns auch bey kaltem Blute, an den Zustand, in den wir durch denselben versetzt worden, mit Vergnügen erinnern; wir würden uns nach demselben sehnen — Wer aber hat jemals ein solches Verlangen gespürt? — Die Empfindung des Mitleidens ist uns auch in der Erinnerung angenehm, auch bey kaltem Blute suchen wir dieselbe öfterer in uns zu erneuern. Des Zustandes hingegen, darinn wir durch den Zorn gesetzt worden sind, erinnern wir uns nie ohne Unlust. — Daß im [S. 79] Zorne die Vorstellung der Rache dem Zornigen angenehm ist, bleibt zwar unstreitig gewiß. Allein dieß beweist nur, daß es überhaupt keine völlig unangenehme Empfindung giebt; nicht aber, daß ein Zusatz von Unlust das Vergnügen vermehret, oder daß das Vergnügen aus der Vermischung des Unangenehmen mit dem Angenehmen entstehet.

Eben so wenig scheint mir die Empfindung, die aus der Vorstellung einer Vollkommenheit, und der damit verbundenen Betrachtung unserer eigenen Unvollkommenheit entsteht, (die Hr. M. gleichfalls hierher rechnet) mit hierher gezählet werden zu können. Nicht zu gedenken, daß hier zwey Empfindungen vorhanden sind, die einander gerade

widersprechen, nehmlich die Empfindungen, die [S. 80] durch die Vorstellung einer Vollkommenheit, und der, von einer gleichartigen Unvollkommenheit erzeuget wird; so scheinet mir der Satz, daß das Vergnügen über eine Vollkommenheit durch die Betrachtung unserer eigenen Unvollkommenheit vermehret werde, zu sehr mit dem Gefühle und der Erfahrung zu streiten. Ein gemeines Beyspiel mag dieß erläutern. Wenn ich in den Werken eines grossen Mannes eine Wahrheit, der ich selbst nachgedacht, deutlich entwickelt finde, wenn ich die Schwierigkeiten, die dabey waren, glücklich überwunden sehe, so werde ich zwar auch alsdann Vergnügen empfinden, wenn ich meine Gedanken verworfen, und die Wahrheit auf einem ganz andern Wege entdecket sehe, als auf dem ich sie zu finden glaubte. Allein wird das Vergnügen nicht grösser seyn, wenn [S. 81] ich meine Gedanken bestätiget, wenn ich finde, daß ich selbst schon auf dem rechten Wege die Wahrheit zu entdecken gewesen bin? — Mir scheint dieß ausser Streit — und gleichwol müßte es nach der Theorie des Hrn. M. gerade umgekehrt seyn, da ich in diesem Falle zugleich die Vorstellung meiner eigenen Vollkommenheit, in jener aber meine Unvollkommenheit erhalte.

Wie weit das Vergnügen über die Vorstellung der unendlichen Eigenschaften Gottes, welches Hr. M. zum Beweise anführt, durch die Erwägung unserer Schwachheit und Unvollkommenheit erhöhet werde, will ich nicht entscheiden; allein dies Beyspiel scheint mir, in dem gegenwärtigen Falle nichts entscheiden zu können. Schwachheit und Unvollkommenheit in diesem Verstande ist ein relati- [S. 82] ver Begriff, und setzt einen Maaßstab voraus, nach dem wir uns messen. Die unendlichen Eigenschaften Gottes sind aber so weit über uns erhaben, daß zwischen denselben und unsern eingeschränkten Fähigkeiten, alle Vergleichung aufhört. Sie sind kein Maaßstab für unsere

Kräfte. Wir sehn das Eingeschränkte unserer Natur, wenn wir es mit der unendlichen vergleichen, nicht als Unvollkommenheiten an, folglich verursacht uns die Betrachtung derselben, in diesem Falle auch keine Unlust. —

Die Einschränkung, daß sich die vermischten Empfindungen, wenn sie angenehm seyn sollen, nur nicht widersprechen müssen, scheint mir also allein nicht hinreichend zu seyn. Die Gedanken des Hrn. M. selbst, haben mich auf zwo andere geleitet, die mir die Materie zu er- [S. 83] schöpfen scheinen, und zugleich, wenn ich nicht irre, auf die Ursache führen, warum die vermischten Empfindungen angenehm sind, warum ein Zusatz von Unlust das Vergnügen vermehret —

Sie sind folgende:

1) Die vermischten Empfindungen erregen Vergnügen, wenn das Uebel, oder die Unvollkommenheit, deren Vorstellung die Unlust verursacht, objectiv ist; sie hören aber auf angenehm zu seyn, wenn das Uebel subjectiv ist.
2) Sie sind nicht angenehm, wenn die Unvollkommenheit zwar objectiv ist, aber mit den Vollkommenheiten des Gegenstandes, die die ange- [S. 84] nehme Empfindung erregen, streitet, dieselben vermindert.

Dieß letzte ist die Einschränkung, die Hr. M. gemacht, nur ist sie, wenn ich nicht irre, so, deutlicher bestimmt.

Die Erfahrung stimmet mit diesen Einschränkungen vollkommen überein — Der Zorn gehört nicht mit zu den

angenehmen Empfindungen. Warum? Das Uebel, die angethane Beleidigung, welche die Unlust erregt, ist subjectiv, sie betrifft uns selbst. So verhält es sich auch mit der Empfindung, die die Vorstellung einer Vollkommenheit und die Betrachtung unserer eigenen Unvollkommenheit erregt. Sie ist gleichfalls nicht angenehm, denn auch hier ist die Quelle der Unlust subjectiv. — Ferner die Er- [S. 85] innerung eines vergangenen Leidens versüßt eine gegenwärtige Freude, denn das vergangene Leiden ist objectiv. Ist die Vermischung aber umgekehrt, so ist die Empfindung nicht angenehm, weil alsdann die Quelle der Unlust, das gegenwärtige Leiden subjectiv ist.

So glaube ich auch die verschiedenen Schattirungen des Mitleidens, aus dieser Einschränkung, besser als gewöhnlich, erklären zu können. Das Mitleiden ist eine vermischte Empfindung, die aus dem Vergnügen über die Vollkommenheit eines Gegenstandes, und der Unlust über das Unglück desselben besteht, und ist daher angenehm, weil das Uebel, welches die Unlust erregt, objectiv ist. Allein das Mitleiden ist nicht alles von einerley Art; es erregt nicht immer Vergnügen. [S. 86.] Stehn wir mit der unglücklichen geliebten Person in zu naher Verbindung, hängt unser Glück von dem ihrigen ab, so ist die Empfindung, die das Unglück derselben in uns erregt, wie wir täglich erfahren, nicht angenehm — und warum? — weil alsdenn das Uebel zugleich subjectiv wird. Daher ist das Vergnügen des Mitleidens nie reiner, als wenn wir es bey theatralischen Vorstellungen empfinden; weil sich alsdann gar kein Zusatz von subjectiven Uebel mit in dieselbe mischt.

Auch wenn das Uebel so beschaffen ist, daß es einen Ekel erregt, so verschwindet das Vergnügen des Mitleidens. Die Ursache davon ist ebenfalls in der ersten

Einschränkung zu suchen, weil nehmlich der Ekel ein subjectives Uebel ist. — [S. 87.] Vielleicht liesse sich dieß auch auf den Streit anwenden, in wie ferne der körperliche Schmerz ein angenehmes Mitleiden erregen kann, und in wie fern er daher im Trauerspiel zu gebrauchen ist. Er wird nehmlich nach dieser Theorie, nicht bey allen Menschen eine gleiche Empfindung hervorbringen (und dieß ist auch wohl die Ursache, warum so lange über dessen Wirkung gestritten worden ist). Es giebt Menschen, deren Vorstellungen so lebhaft, deren Nerven so reizbar sind, daß die bloße Vorstellung des Schmerzens, in ihnen dieselbigen Schmerzen erregt. Für diese kann das Mitleiden, das körperliche Schmerzen erreget, nicht angenehm seyn, da es vielleicht bey andern die diese Lebhaftigkeit und Reizbarkeit nicht besitzen, angenehm ist; denn bey diesen erregt die Vorstellung des Schmer- [S. 88] zens ein subjectives Uebel, da dasselbe hingegen bey andern nur objectiv ist.

Die andere Einschränkung, unter welcher die vermischten Empfindungen angenehm sind, wenn nehmlich das Uebel nicht mit den Vollkommenheiten des Gegenstandes streitet, ist ebenfalls durch die Erfahrung bestätiget.

Das Mitleiden ist eine angenehme Empfindung, denn das Unglück streitet nicht mit den Vollkommenheiten des Gegenstandes, den wir lieben. Dahingegen erregt die Vorstellung der Fehler, die wir an einer Person, die wir lieben, entdecken, Unlust, weil dadurch ihre Vollkommenheit vermindert wird. —

Die Eifersucht ist von allen vermischten Empfindungen die unangenehm- [S. 89] ste, denn sie ist es auf doppelte Art. Die Untreue streitet mit den Vollkommenheiten, die wir liebten, und ist zugleich mit einem subjectiven Uebel verbunden, indem sie uns der Gegenliebe beraubt. —

Ich habe gesagt, daß uns diese Einschränkungen viel-

leicht auf die Ursache leiten könnten, warum die sogenannten vermischten Empfindungen angenehm sind. Ich will es jetzt versuchen, diesen Weg zu entwerfen.

Die Seele sucht die Erweiterung ihrer Vorstellungskraft, ihre Vollkommenheit. Dieß ist ihr erster Trieb — Je mehr ein Gegenstand ihr Vorstellungen darbietet, je mehr derselbe ihre Kräfte übet, ohne sie zu ermüden, je mehr findet sie Gefallen an demselben. — Auch [S. 90] die Mängel und Unvollkommenheiten eines Gegenstandes, oder die verneinenden Prädicate gewähren ihr in gewissen Betracht Vergnügen, denn sie erweitern ihre Vorstellungskraft; wie Hr. M. vortrefflich gezeiget. Allein dieß ist noch nicht alles. Die Seele findet nicht nur Gefallen an ihnen, weil sie überhaupt Prädicate sind; sondern oftmals eben darum, weil sie verneinende Prädicate sind. Wenn nehmlich die Mängel und Unvollkommenheiten eines Gegenstandes oder die verneinenden Prädicate, nicht mit den Vollkommenheiten des Gegenstandes unmittelbar streiten, wenn sie die bejahenden Prädicate nicht aufheben, so vermehren sie die Mannigfaltigkeit [S. 91] des Verschiedenen in der Vorstellung, sie gewähren der Seele mehr Beschäftigung, folglich vergrößern sie das Vergnügen — Deutlicher: Die Ursache, warum uns ein Gegenstand gefällt, warum die Vorstellung desselben die Seele vergnügt, ist seine Vollkommenheit, oder die Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung der Prädicate; weil diese die Seele beschäftigen ohne zu ermüden. Kommen zu den bejahenden Prädicaten verneinende, wodurch die Uebereinstimmung nicht aufgehoben wird, so wird die Mannigfaltigkeit in der Vorstellung vermehrt, die Beschäftigung, welche die Seele daran

findet, wächst, und [S. 92] wächst um so viel mehr, eben darum, weil diese hinzukommende Prädicate verneinend sind. Denn weil sie verneinend sind, so sind sie auch von den andern um so vielmehr verschieden; daher wirken sie auf die Seele auf eine ganz verschiedene Art, machen ganz verschiedene Eindrücke auf sie, bewegen die Seele so viel mehr. Die Seele wird durch sie eine Fähigkeit zu so verschiedenen Vorstellungen, zu so verschiedenen Empfindungen in sich gewahr, — sie fühlt sich vollkommener, folglich wächst das Vergnügen, welches sie an der Vorstellung findet.

[S. 93.] Sind die verneinenden Prädicate aber so beschaffen, daß sie mit den bejahenden streiten, so wirken sie dieß Vergnügen nicht; denn alsdann heben sie die Uebereinstimmung auf, ohne die Mannigfaltigkeit zu vermehren, und ein verneinendes Prädicat tritt an die Stelle des bejahenden.

Dieß ist, wenn ich nicht irre, die Ursache, warum die vermischten Empfindungen angenehm sind, worinn ein Zusatz von Unlust das Vergnügen vermehrt, und zugleich warum dasselbe verschwindet, wenn die verneinenden Prädicate mit den bejahenden streiten.

Die bereits angeführten Beyspiele der verschiedenen Empfindungen, welche [S. 94] das Unglück eines geliebten Gegenstandes, und die Fehler desselben erregen, bestätigen dieß. Das Unglück streitet nehmlich nicht mit den Vollkommenheiten des geliebten Gegenstandes, und vermehrt also die Mannigfaltigkeit in der Vorstellung, ohne die Uebereinstimmung aufzuheben; folglich gewährt es Vergnügen. Ein moralischer Fehler hingegen, den wir an einem geliebten Gegenstande entdecken, gewährt uns Unlust, weil der Fehler ein verneinendes Prädicat ist, das mit den

bejahenden streitet, folglich die Uebereinstimmung aufhebt.

Doch auch dieses ist noch nicht allgemein. Es giebt selbst Fehler und moralische Schwachheiten, die wir nicht nur verzeihn, sondern die wir sogar gerne sehn, wenn sie nehmlich aus einer guten Eigenschaft [S. 95.] entspringen, oder wenigstens nicht mit den guten Eigenschaften streiten. Auch dieß glaube ich daraus erklären zu können, daß durch solche Schwachheiten die Mannigfaltigkeit in dem Charakter vermehret, die Uebereinstimmung aber nicht aufgehoben wird.

Ja, wenn ich nicht irre, so liegt auch hierinn mit der Grund, warum wir in Gedichten, wo wir von dem Einflusse abstrahiren, den die guten Eigenschaften oder die Schwachheiten eines Charakters auf unsere und andere Menschen Glückseligkeit haben, warum wir, sage ich, da überhaupt mehr Gefallen an guten Charakteren, die mit Schwachheiten vermischt sind, als an ganz vollkommenen finden. Ein von allen Seiten vollkommener Charakter hat nehmlich zu viel Einförmiges, [S. 96.] ein vermischter hingegen ist mannigfaltiger, folglich macht die Vorstellung desselben mehr Vergnügen; doch müssen die Schwachheiten desselben klein seyn, sie müssen aus guten Eigenschaften entspringen; alsdann gleichen sie den Dissonanzen in der Musik, die sich in Harmonie auflösen.

Die erste und hauptsächlichste Quelle des Vergnügens, welches die vermischten Empfindungen verursachen, ist also die vermehrte Mannigfaltigkeit der Vorstellung. Es lassen sich hieraus noch verschiedene Bemerkungen in Ansehung unserer Empfindungen erläutern, die vielleicht sonst nicht zu erklären sind. — Wir bemerken, daß wir mehr Mitleiden mit dem Unglücke eines geliebten Gegenstandes fühlen, wenn das Unglück, das ihn betrifft, eine Folge seiner guten Eigen- [S. 97.] schaften ist, wenn er sich

durch dieselben das Unglück zuzieht; als wir fühlen, wenn ihn dasselbe durch einen Zufall betrifft. Ein gerechter Mann, der das Opfer seiner Tugenden wird, ist für uns rührender, als er seyn würde, wenn er bey eben den Tugenden in ein eben so grosses Unglück, durch einen blossen Zufall, gerathen wäre; und eine Clarisse oder Miß Sara würden uns weniger wollüstige Thränen kosten, wenn sie von ihren Verführern mit Gewalt aus den Armen ihres Vaters gerissen worden, als nun, da eine Zärtlichkeit, die sie in unseren Augen noch liebenswürdiger macht, ihr Unglück verursacht. — Woher dieses? — Sollte nicht die Ursache davon darinn zu suchen seyn, daß durch diese Verbindung des Unglücks mit den Vollkommenheiten des Gegenstandes, die Mannigfaltigkeit in [S. 98.] der Vorstellung mehr Uebereinstimmung erhält, und daher die Vollkommenheit der Vorstellung vermehret wird? —

Ausser dieser Hauptquelle, woraus das Vergnügen der vermischten Empfindungen entspringt, würden sich vielleicht nach genauerer Untersuchung bey jeder vermischten Empfindung noch besondere Quellen entdecken lassen, die sich mit in den Strom des Vergnügens ergiessen und denselben vermehren. So mischt sich z. E. bey dem Mitleide noch das Vergnügen über eine subjective Vollkommenheit, die wir an uns entdecken, mit in die Empfindung. Wir sehn nehmlich das Theilnehmen an dem Unglücke anderer als eine Vollkommenheit des menschlichen Herzens an, und freuen uns, in uns selbst diese Vollkommenheit zu finden. etc.

[S. 99.] Da diese besonderen Quellen des Vergnügens den vermischten Empfindungen aber nicht als solchen zukommen, so gehört die Untersuchung davon auch nicht hieher. —

Fassen wir nunmehr die ganze Lehre von den vermischten Empfindungen ins Kurze zusammen, so wird folgendes die Summe davon seyn.

1) Die Seele sehnt sich darnach, durch Vorstellungen bewegt zu werden. Sie sucht die Erweiterung ihrer Vorstellungskraft — ihrer Vollkommenheit.

2) Alles, was diesen Endzweck befördert, verursacht ihr Vergnügen.

[S. 100.]

3) Daher liebt sie das Mannigfaltige. — Sie findet Vergnügen an Gegenständen, woran sie viele Prädicate entdeckt.

4) Auch verneinende Prädicate gewähren ihr, in gewissem Verstande, Vergnügen, weil auch diese ihre Vorstellungskraft erweitern.

5) Nur müssen sie nicht subjectiv seyn, es müssen nicht Unvollkommenheiten seyn, die sie an sich selbst entdecket.

6) Sind sie nur objectiv, so können sie sogar das Vergnügen, welches die Seele [S. 101] an der Vorstellung eines Gegenstandes findet, vermehren, weil sie durch den anscheinenden Contrast, den sie mit den bejahenden Prä-

dicaten machen, mehr Mannigfaltigkeit in die Vorstellung bringen, und der Seele mehr Beschäftigung geben.

7) Doch müssen sie, um diese Wirkung hervorzubringen, so beschaffen seyn, daß sie nicht mit den bejahenden streiten.

8) Daher sind die Empfindungen, die aus der Vorstellung einer Vollkommenheit und eines damit [S. 102] verknüpften Uebels entstehn, oder die vermischten Empfindungen angenehm.

9) Doch nur alsdann, wenn das Uebel nicht subjectiv ist (6) und

10) nicht mit den Vollkommenheiten des Gegenstandes streitet.

Zusätze des Herausgebers.

[S. 105.] Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmalen der Stoff unsrer Gespräche gewesen. Wenn ich mich itzt auf alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden: so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern. Zusätze, welche weder dem einen noch dem andern, sondern beiden gehören würden; so wie es

sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen versteht, die kein Sokrates anspinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beyfallen.

Der erste Aufsatz beziehet sich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin, über den Ursprung der Sprache; und ich glaube, was er erweisen soll, erweiset er bündig. [S. 106.] Die Sprache kann dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilet seyn. Und folglich? — Man traue dem Verfasser nicht zu, daß er nunmehr so fort weiter werde geschlossen haben: Folglich hat sich der Mensch die Sprache selbst erfunden. Dieses würde allerdings ein drittes überspringen heissen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich gewesen wäre, und ohne Zweifel das ist, welches diejenigen, die dem Menschen die Selbsterfindung der Sprache absprechen, vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann den ersten Menschen seyn gelehret worden: er kann eben so dazu gelangt seyn, wie noch itzt alle Kinder dazu gelangen müssen. Fragt man: wodurch? durch wen? Durch Umgang mit höhern Geschöpfen; durch Herablassung des Schöpfers [S. 107.] selbst: können die Vertheidiger dieser Meynung antworten. Laßt es seyn, können sie sagen, daß dieser Umgang, die Herablassung selbst ein Wunder war: das, was durch dieses Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es gieng alles dabey so natürlich zu, als es bey Vocalmachung der Kinder noch zugeht. Dieses, wenn man billig seyn will, muß man gelten lassen. Die Sache ist nur, daß sodann die ganze Aufgabe von dem Ursprunge der Sprache, keiner reinen philosophischen Auflösung mehr fähig ist; indem der mittlere Fall sich lediglich durch historische Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philosoph kann nur höchstens eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit dazu beytragen: diese nehmlich. Zugegeben, daß die

Menschen die Sprache selbst erfinden können; wenn gleichwol [S. 108.] auf die Erfindung derselben, wie sich vermuthen läßt, eine so geraume Zeit, vielleicht so viele viele Jahrhunderte vergehen müssen: so war es ja wol der Güte des Schöpfers gemässer, zum Besten derer, welche in diesen sprachlosen Zeiten ein so kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge seinen langsamen ganz natürlichen Lauf nicht zu lassen, sondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieser Wahrscheinlichkeit durch die in den ältesten Geschichtschreibern aufbewahrte Tradition zuwächst; was für Winke oder Andeutungen hierüber sich in dem Buche finden, das in allem Verstande immer so schätzbar bleibet: dieses aufs Reine zu bringen, wäre auch immer eine sehr interessante Untersuchung. Nur ist es keine Untersuchung für den Philosophen, den nichts nöthigen kann, [S. 109.] sich darauf einzulassen. Sobald der Philosoph erwiesen hat, daß dem ersten Menschen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilet seyn kann; und er nunmehr zeiget, wie und wodurch sie auf die Erfindung derselben nicht wohl anders als fallen müssen, zugleich noch beyfügt, was die Anbauung und Ausbildung dieser Erfindung erleichtern und beschleunigen können: so hat er nicht allein alles gethan, was man von ihm erwarten darf, sondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche Einige die Hypothese des höhern Unterrichts gern gebrauchen möchten.

Auch der zweyte Aufsatz ist durch jene nehmliche Aufgabe veranlaßt worden. Er sollte den Weg bahnen, eine der vornehmsten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entstehung der [S. 110.] Sprache zu machen pflegt. Weil sich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken lasse; allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühsamen Abstraction seyn sollen,

welche ohne Gebrauch symbolischer Zeichen kaum möglich sey: so müsse, sagt man, der Mensch ja wohl eine Sprache schon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus diesem Zirkel ist man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unseres Verfassers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abstraction gar nicht bedarf. Denn gesetzt auch, daß diese Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe passe, so paßt sie doch gewiß auf einen großen Theil derselben, welches zu der Anwendung hinreichend ist, die er davon machen wollte. In allen Fällen nehmlich, wo das Aehnliche sofort in die Sinne fällt, [S. 111.] das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daß daher dieser ihre Zeichen in der Sprache eben so früh werden gewesen seyn, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zusammentreffen, ist wol ganz natürlich. Ja früher; Baum ist sicherlich älteren Ursprungs, als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufsatz zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner seyn würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tu- [S. 112.] gend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freyheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegenteils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel will-

kommener sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlas- [S. 113] wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweytes, gemeinsamen Augen eben so befremdendes System heben liessen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte, und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet.

Was in dem vierten Aufsatze erinnert wird, kömmt itzt freylich zu spät. Herr Mendelssohn hat in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schrif- [S. 114] ten[1]), in den Zusätzen zu den Briefen über die Empfindungen, (S. 24.) es selbst bemerkt, daß die Sinnenlust noch etwas anders sey, als Gefühl der verbesserten Beschaffenheit des Körpers, welche die Seele blos als Zuschauerinn wahrnehme. Er setzt hinzu, daß den harmonischen Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zu Folge der Verknüpfung zwischen Seele und Körper, ja auch wol harmonische Empfindungen in der Seele entsprechen müssen. Aber wenn durch diesen Zusatz die Frage unsers Verfassers: woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbesserten Zustand versetzt worden? beantwortet ist: so ist sie auch dadurch

---

[1]) von 1771, welche unserm Verfasser nicht zu Gesichte gekommen.

gerechtfer- [S. 114.] tiget. So nothwendig der Zusatz war: so scharfsinnig war die Frage. Auch ist es nur diese Frage, worauf er würde bestanden haben, wenn er, nach reifrer Ueberlegung, ohne Zweifel die vermeinten zwey Erfahrungen (S. 61.) zurückgenommen hätte.

Und so dürfen auch wohl, in dem fünften Aufsatze, verschiedene einzelne Behauptungen richtiger zu bestimmen, verschiedene Erfahrungen genauer zu erwägen seyn. Z. E. ob es wahr ist, daß der Zorn zu den vermischten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zustandes, darein wir durch ihn versetzt worden, nie ohne Unlust erinnerten? Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieser Aufsatz noch immer sehr schätzbar. Der Unterschied des Objectiven und Subjectiven ist wichtig, und unser Verfasser ist we- [S. 116.] nigstens der erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindun- so angenehm sind, so anziehender sind, als die einfachen angenehmen Empfindungen; welches nur immer blos als unstreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darinn am nächsten kommt.

[Ornament.]

Schlußwort.

An einem der letzten Herbsttage vorigen Jahres ließ ich mich auf den alten Friedhof am Wildbacher Tor in Wetzlar führen. Er liegt unweit des Goethe-Brunnens, wo der Dichter oft träumend gesessen hatte. Es ist derselbe Brunnen, den Goethe im „Werther" in begeisterten Worten schildert: „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. . ."

Auf den Pfaden und Gräbern lag das welke Laub wie ein dicker Teppich. Hält man sich links vom Eingangstor und geht einige Schritte an der Friedhofsmauer weiter, so stößt man auf ein verwittertes Gitterpförtchen in der Mauer. Die Mauer ist an dieser Stelle zum Teil eingestürzt und hat die naheliegenden Gräber erbarmungslos verschüttet. Unter den Trümmern wird auch Jerusalems Grab vermutet. Bis vor wenigen Jahren lebten in Wetzlar noch einige alte Leute, die nach einer mündlichen Tradition diese Stelle an der Friedhofsmauer als Jerusalems Grabstätte bezeichnet haben.

In der letzten Zeit haben sich in Wetzlar einige Jerusalem-Freunde gefunden, die an der vermuteten Stelle das Grab Jerusalems wieder herrichten und mit einer Gedenktafel versehen lassen wollen. Dieses Vorhaben ist öfter geplant worden, zu einer Ausführung ist es aber bis heute nicht gekommen.

Ein kleines Weilchen habe ich verträumt an den verfallenen Grabstätten gestanden. Ein paar Herbstsonnenstrahlen huschten wie mitleidig darüber hinweg, und eine verkümmerte Efeuranke schlang sich um die Mauer- und Grabreste, als wollte sie dieses Fleckchen Erde behüten.

Anhang.

Literatur-Nachweis.

„Goethe u. Werther“; herausgegeben v. A. Kestner 1854 (Briefwechsel zwischen Goethe und Kestner)

Dr. Friedr. Koldewey „Lebens- u. Charakterbilder“. Wolfenbüttel 1881

J. W. Appell „Werther und seine Zeit“ Leipzig, Wilh. Engelmann 1865

Wilh. Herbst „Goethe in Wetzlar 1772“ Gotha, Friedr. Andreas Perthes 1881

Eugen Wolff „Neue Briefe von und über Jerusalem-Werther“ erschienen in der „Vierteljahresschrift f. Litteraturgeschichte“ II. Band, 1889 S. 532–545

D. v. H(einemann) „Elf Briefe v. Jerusalem-Werther“ „Im neuen Reich“, 4. Jahrgang 1874 I. Bd., S. 970–980

Victor Loewe „Neue Beiträge z. Charakteristik des jungen Jerusalem“ „Euphorion“, 8. Band. Jahrgang 1901 S. 72—77

Eugen Wolff „Blätter aus dem Werther-Kreis“, Breslau 1894

Gustav Ad. Müller „Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise“, München 1896 bei Seitz u. Schauer; S. 110—112

v. Bretschneider „Reise des Herrn v. Bretschneider nach London und Paris“, nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Friedr. Nicolai. Herausgegeben v. Göckingk 1817

Friedrich Nicolai „Freuden des jungen Werthers". „Leiden u. Freuden Werthers des Mannes", Berlin 1774 II. verbeff. Auflage 1775

(v. Breidenbach „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers" II. verbeff. Auflage Frankfurt u. Leipzig 1775

Friedrich Goetz „Geliebte Schatten", Mannheim 1858; Verlagshandl. v. Friedr. Goetz.

Hans Hofmann „Ein neues Dokument zur Urgeschichte des Werther" „Euphorion" VII. Band 2. Heft, S. 324/25 Jahrgang 1900

„Jahresberichte f. neue deutsche Litteraturgesch." 4. Band; Jahr 1893

dto. 8. Band; Jahr 1897 (IV. 1a: 49)

Festschrift der Herzogl. Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, 1895

J. P. Eckermann „Gespräche mit Goethe" in den letzten Jahren seines Lebens Band 1—3

Paul Beer „Philosophische Aufsätze v. Karl Wilh. Jerusalem (1776) mit Lessings Vorrede. „Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. (1900)

v. Goué „Masuren" „oder der junge „Werther". Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurth u. Leipzig, 1775."

Gotthold Ephraim Lessing „Philosophische Aufsätze v. Karl Wilh. Jerusalem," Braunschweig, Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses 1776

J. Fr. W. Jerusalem „Fortgesetzte Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion." Hinterlassene Fragmente v. J. Fr. W. Jerusalem, Braunschweig, Verlag der Schulbuchhandlung 1792, „Nachgelassene Schriften von J. Fr. W. Jerusalem mit Vorbericht von P. C. Jerusalem

J. F. F. Emperius, Prof. zu Braunschweig „Jerusalems letzte Lebenstage“ Leipzig 1790, Siegfried Lebrecht Crusius.

Goethe-Jahrbuch, Frankfurt a. M., 1908.

*

Die Benutzung des Materials im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. ist mir trotz wiederholter Bitten vom Direktor Prof. Dr. Heuer leider nicht gewährt worden.

... Just als Ausklang der Gießener Festtage anläßlich der akademischen Dreihundertfeier der Ludoviciana, erscheint nun die vorliegende Broschüre, die infolge ihrer volkstümlichen, dabei keineswegs doktrinären, der Gestalt Goethes mit einer glücklichen Unbefangenheit gegenübertretenden Darstellung eine wertvolle Bereicherung der Werther-Literatur bildet. Das vorgebrachte Material, zumeist in der Form eines anregenden Plaudertones gekleidet, scheint uns durchweg authentisch zu sein.

Hessen-Darmstädter Zeitung, New-York.

* * *

Das Urbild von Goethes Werther, K. W. Jerusalem von Rosa Kaulitz-Niedeck, Gießen 1908, v. Münchow'sche Hof- und Universitätsdruckerei (O. Kindt). Die Gestalt des unglücklichen Jerusalem, dessen Selbstmord Goethe den Anstoß zu seinem Roman „Die Leiden des jungen Werthers" gab, hat von jeher die Phantasie der Leser mächtig angeregt. Man wollte gern mehr über ihn wissen, über seinen Tod und über sein Lebensschicksal. Aber das, was dem großen Publikum hierüber bekannt ist, das ist nicht viel und das Wenige enthält auch noch viele Irrtümer. Selbst dem Literaturhistoriker von Fach ist es nicht leicht, alles nähere über diesen keineswegs uninteressanten Mann zu erforschen. Die Verfasserin des vorliegenden hübsch und geschmackvoll ausgestatteten Büchleins hat nun ein kurzes Lebensbild des jungen Jerusalems geliefert, das für jeden Goetheleser von Nutzen sein wird, denn es gibt manchen Aufschluß über die Wetzlarer Zeit Goethes und die Entstehung der Leiden des jungen Werther. Eine wertvolle Bereicherung des Büchleins bildet der ihm angefügte kurze Lebensabriß der Lotte.

Württemberger Zeitung.

